

**L. Frank Baum**

## **Der Magische Monarch von Mo**

**Die überraschenden Abenteuer des Magischen Monarchen von Mo  
und seines Volkes**

**(The Magical Monarch of Mo)**

**Mit Illustrationen von Frank Ver Beck**

**Deutsch von Jörg Karau**



## Inhalt

|   |       |
|---|-------|
| <b>An den Leser</b>   | S. 1  |
| <i>Die erste Überraschung</i><br><b>Das schöne Tal Mo</b>   | S. 2  |
| <i>Die zweite Überraschung</i><br><b>Die seltsamen Abenteuer des Königskopfes</b>                       | S. 5  |
| <i>Die dritte Überraschung</i><br><b>Der streunende Hund und die verlorene gute Laune des Monarchen</b> | S. 12 |
| <i>Die vierte Überraschung</i><br><b>Die besonderen Schmerzen auf der Rosinenkucheninsel</b>            | S. 17 |
| <i>Die fünfte Überraschung</i><br><b>Der Monarch feiert seinen Geburtstag</b>                           | S. 22 |
| <i>Die sechste Überraschung</i><br><b>König Finsterblick und sein gußeiserner Mann</b>                  | S. 28 |
| <i>Die siebente Überraschung</i><br><b>Timtom und die Prinzessin Torteletta</b>                         | S. 32 |
| <i>Die achte Überraschung</i><br><b>Die Tapferkeit des Prinzen Immerfroh</b>                            | S. 42 |
| <i>Die neunte Überraschung</i><br><b>Der Zauberer und die Prinzessin Truella</b>                        | S. 47 |
| <i>Die zehnte Überraschung</i><br><b>Herzogin Butterbrodas Besuch im Falschrumland</b>                  | S. 55 |
| <i>Die elfte Überraschung</i><br><b>Prinz Fiedelquietsch und der Riese</b>                              | S. 60 |
| <i>Die zwölfte Überraschung</i><br><b>Das Land der zivilisierten Affen</b>                              | S. 70 |
| <i>Die dreizehnte Überraschung</i><br><b>Der gestohlene Plumpudding</b>                                 | S. 77 |
| <i>Die vierzehnte Überraschung</i><br><b>Die Bestrafung des Purpurnen Drachen</b>                       | S. 85 |

## *An den Leser*



Dieses Buch ist für Kinder geschrieben. Ich schäme mich nicht einzugestehen, daß ich, der es schrieb, auch ein Kind bin; denn so weit ich mich zurückerinnern kann, bekam ich immer große Augen bei erstaunlichen Erzählungen, und mein Herz ist noch daran gewöhnt, heftig zu klopfen, wenn ich von unmöglichen Abenteuern lese. Es ist die Natur der Kinder, Realitäten zu verachten, die sich allzu rasch mit fortschreitenden Jahren in ihr Leben drängen. Kindheit ist die Zeit für Märchen, für Träume, für Spaß.

Diese Geschichten sind nicht wahr; sie können nicht wahr sein und zugleich so wundersam. Von niemandem wird erwartet, daß er sie glaubt; sie sollen lachen machen und das Herz erfreuen.

Vielleicht werden sich einige dieser großen, erwachsenen Leute über uns lustig machen – über dich, weil du diese Unsinn-Geschichten vom Magischen Monarchen liest, und über mich, weil ich sie geschrieben habe. Mach dir nichts daraus. Viele der großen Leute sind immer noch Kinder – genau wie du und ich. Wir können ein Kind nicht an Begriffen von Größe und Alter messen. Die großen Leute, die Kinder sind, werden unsere Kameraden sein; die anderen brauchen wir überhaupt nicht zu beachten, denn sie haben sich selbst aus unserem Reich ausgesperrt.

Juni 1903

L. FRANK BAUM



## *Die erste Überraschung*

### **Das schöne Tal Mo**

Ich glaube, daß du gleich zu Beginn dieser Historie gern mehrere Fragen stellen möchtest. Erstens: Wer ist der Monarch von Mo? Und warum wird er der Magische Monarch genannt? Und wo *liegt* Mo überhaupt? Und warum hast du niemals zuvor davon gehört? Und kann man es mit der Eisenbahn oder mit dem Autobus erreichen, oder muß man den ganzen Weg laufen?

Ich sehe ein, daß diese Fragen beantwortet werden sollten, bevor wir (das „wir“ meint dich und das Buch) uns gemütlich hinsetzen können, um von all den Wundern und erstaunlichen Abenteuern zu lesen, die ich mich bemühe, wahrheitsgetreu zu berichten.

Zuallererst ist der Monarch von Mo eine sehr sympathische Person, die den Rang eines Königs bekleidet. Er ist nicht sehr groß, noch ist er sehr klein; er hält so die Mitte zwischen fett und mager; er ist entzückend fröhlich, wenn er nicht traurig ist, und selten traurig, wenn er nur irgend fröhlich sein kann. Wie alt er sein mag, habe ich nie gewagt zu erkunden; aber wenn wir uns klarmachen, daß es ihm bestimmt ist, so lange zu leben, wie das Tal Mo existiert, dürfen wir vernünftiger Weise annehmen, daß der Monarch von Mo genau so alt ist wie sein Geburtsland. Und niemand in Mo hat bisher die Jahre zusammengezählt, um zu sehen, wie viele es sind. So wollen wir nur sagen, daß der Monarch von Mo und das Tal Mo jeweils ein Teil des anderen sind und nicht voneinander getrennt werden können.

Er wird nicht der Magische Monarch genannt, weil er sich mit Magie befaßt – denn er befaßt sich nicht mit Magie. Aber er führt ein solch seltsames Leben in einem solch seltsamen Land, daß seine Geschichte uns sicherlich magisch vorkommen wird, uns, die wir die zivilisierten Gegenden der Welt bewohnen und glauben, daß alles, wofür wir keine Erklärung finden, mit Magie zu tun haben muß. Das Leben des Monarchen von Mo kommt ihm selbst, versichere ich dir, ganz simpel vor, denn er kennt kein anderes Dasein. Und unsere Lebensweisen würden ihn, hätte er Kenntnis davon, zweifellos mächtig in Erstaunen setzen.



Von dem Tal Mo, das der König regiert, den wir den Magischen Monarchen nennen, wird oft als von dem „Schönen Tal“ gesprochen. Wenn man es nur auf den Landkarten unserer Geographiebücher verzeichnete und es rosa oder hellgrün färbte und einen großen runden Fleck dorthin druckte, wo das Schloß des Königs steht, wäre es ganz einfach, dir seine genaue Lage zu zeigen. Aber ich kann das Tal Mo in keinem Geographiebuch, das ich untersucht habe, finden; deshalb hege ich den Verdacht, daß die Männer, die diese instruktiven Bücher machen, tatsächlich gar nichts von Mo wissen, sonst wäre es sicherlich auf den Landkarten.

Einer Sache bin ich gewiß: daß kein anderes Land auf den Karten so durch und durch entzückend ist wie das Schöne Tal Mo.

Die ganze Zeit scheint die Sonne, und ihre Strahlen sind parfümiert. Die Leute, die in dem Tal leben, schlafen nicht, weil es keine Nacht gibt. Alles, was sie eventuell brauchen, wächst auf den Bäumen, so daß sie überhaupt keine Verwendung für Geld haben, und das erspart ihnen eine Menge Sorgen.

In diesem wunderlichen Tal gibt es keine armen Leute. Wenn jemand einen neuen Hut haben möchte, wartet er, bis einer reif ist, und dann pflückt er ihn ab und trägt ihn, ohne irgend jemanden um Erlaubnis zu fragen. Wenn eine Dame sich einen neuen Ring wünscht, untersucht sie sorgfältig die am Ringbaum, und wenn sie einen findet, der auf ihren Finger paßt, pflückt sie ihn und trägt ihn an der Hand. Auf diese Weise befriedigen sie alle ihre Bedürfnisse.



Es gibt im Land Mo zwei Flüsse; in einem fließt Milch von besonders guter Qualität. Einige der Inseln im Milchfluß sind aus hervorragendem Käse, und die Leute sind eingeladen, diesen Käse loszuschaukeln, wann immer sie ihn essen wollen. In den kleinen Tümpeln nahe am Flußufer, wo die Strömung nicht schnell fließt, türmt sich oben auf der Milch köstliche Sahne, und statt Seerosen wachsen große Erdbeerbüschel auf der Oberfläche, und die reifen roten Beeren lassen ihre Nasen in die Sahne hängen, als ob sie dich einluden, sie zu essen. Der Sand, der das Flußufer bildet, ist reiner weißer Zucker, und alle Sorten von Konfekt und Bonbons wachsen dicht an den niedrigen Büschen, so daß jeder sie leicht pflücken kann. Das sind nur ein paar der bemerkenswerten Dinge, die es in dem Schönen Tal gibt.

Die Leute sind ein fröhliches, unbeschwertes Volk und wohnen in schönen Häusern aus reinem Kristall, wo sie sich ausruhen und ihre Spiele spielen und hineingehen können, wenn es regnet. Denn es regnet in Mo genauso wie überall sonst, nur regnet es Limonade; und die Blitze am Himmel gleichen dem schönsten Feuerwerk, und der Donner ist gewöhnlich ein Chor aus der Oper „Tannhäuser“.

Niemand stirbt jemals in diesem Tal und die Leute sind immer jung und schön. Es gibt den König und eine Königin, daneben mehrere Prinzen und Prinzessinnen. Aber es ist nicht viel wert, ein Prinz in Mo zu sein, weil der König nicht sterben kann; deshalb bleibt ein Prinz bis ans Ende seiner Tage ein Prinz, und seine Tage haben nie ein Ende.

In diesem seltsamen Land geschehen seltsame Dinge, wie du dir vorstellen kannst, und wenn ich ein paar davon erzähle, wirst du von den besonderen Merkmalen des Schönen Tals noch mehr kennenlernen.



## Die zweite Überraschung

### Die seltsamen Abenteuer des Königskopfes



Vor ziemlich vielen Jahren wurde Mos Magischer Monarch von dem Purpurnen Drachen geärgert, der von den Bergen herunterkam und ein Beet seiner besten Schokoladenkaramellen auffraß, als sie gerade reif wurden.

Da ging der König zum Schwertbaum hinaus und pflückte sich ein langes, scharfes Schwert, band es sich an den Gürtel und ging hinweg in die Berge, um gegen den Purpurnen Drachen zu kämpfen.

Alle Leute applaudierten ihm und sagten untereinander: „Unser König ist ein guter König. Er wird diesen unartigen Purpurnen Drachen vernichten und wir werden die Karamellen selbst essen können.“

Aber der Drache war nicht nur unartig; er war groß und wild und stark und wollte keineswegs vernichtet werden.

Deshalb gab es einen schrecklichen Kampf mit dem Drachen und der König verwundete ihn mit dem Schwert an mehreren Stellen, so daß der Himbeersaft, der in den Adern des Drachen floß, ringsum in die Gegend spritzte.



Es ist immer schwer, Drachen zu töten. Sie sind von Natur dickhäutig und zäh, wie zweifellos jeder schon gehört hat. Außerdem darf man nicht vergessen, daß dies ein Purpurner Drache war, und alle Wissenschaftler, die eingehend die Eigenschaften der Drachen studiert haben, sagen, daß die mit einer Purpurfarbe am

unangenehmsten zu bekämpfen sind. So hatte das ganze Hauen und Stechen des Königs keine andere Wirkung auf das Ungeheuer, als es wütend zu machen. Indem er vergaß, daß er einem gekrönten König Respekt schuldete, riß der böse Drache jetzt seinen Rachen weit auf und biß Seiner Majestät den Kopf sauber vom Körper. Dann verschluckte er ihn.



Natürlich sah der König ein, daß es nutzlos war, jetzt den Kampf fortzusetzen, denn er konnte nicht sehen, wo der Drache war. Deshalb wandte er sich um und versuchte, den Weg zurück zu seinem Volk zu finden. Aber bei jedem zweiten Schritt stieß er gegen einen Baum, was den ungezogenen Drachen über ihn lachen machte. Überdies konnte er nicht wissen, in welche Richtung er ging, was unter allen Umständen ein unangenehmes Gefühl ist.

Schließlich kamen ein paar Leute, um zu sehen, ob es dem König gelungen war, den Drachen zu vernichten, und sie fanden ihren Monarchen, wie er im Kreis herumrannte, gegen Bäume und Felsen stieß, aber keinen Schritt dem Zuhause näher kam. So nahmen sie ihn bei der Hand und führten ihn zum Palast zurück, wo jeder bei dem traurigen Anblick des kopflosen Königs mit Sorge erfüllt war. Tatsächlich waren seine ergebnen Untertanen zum ersten Mal in ihrem Leben dem Weinen so nahe, wie es ein Bewohner des Tales Mo sein kann.

„Macht euch nichts daraus,“ sagte der König heiter, „ich kann sehr gut ohne Kopf auskommen, und der Verlust hat in der Tat sogar seine Vorteile. Ich brauche mir nicht die Haare zu kämmen oder die Zähne zu putzen oder die Ohren zu waschen. Also grämt euch nicht, bitte ich euch, sondern seid glücklich und fröhlich, wie ihr es vorher wart.“ Was bewies, daß der König ein gutes Herz hatte; und ein gutes Herz ist, alles in allem, besser als ein Kopf – jeden Tag.

Die Leute, die ihn oben aus dem Hals heraus sprechen hörten (denn er hatte ja keinen Mund), begannen sofort zu lachen, was in kurzer Zeit dazu führte, daß sie so glücklich wie immer waren.

Aber die Königin war nicht zufrieden.

„Mein Lieber,“ sagte sie zu ihm, „ich kann dich nicht mehr küssen, und das wird mir das Herz brechen.“

Daraufhin ließ der König im ganzen Tal bekanntgeben, daß derjenige, der ihm einen neuen Kopf besorgen könne, eine der Prinzessinnen heiraten solle.

Die Prinzessinnen waren alle äußerst hübsche Mädchen, und so dauerte es nicht lange, bis ein junger Mann einen sehr netten Kopf aus Kandiszucker angefertigt und dem König gebracht hatte. Er sah nicht genau wie der alte Kopf aus, aber das Gesicht war nichtsdestoweniger sehr süß; so setzte ihn der König auf und die Königin küßte ihn sofort mit großer Befriedigung.

Der junge Mann hatte ein Paar Glasaugen in den Kopf eingesetzt, mit denen der König sehr gut sehen konnte, nachdem er sich an sie gewöhnt hatte. Gemäß dem königlichen Versprechen wurde der junge Mann in den Palast gerufen und gebeten, unter den Prinzessinnen zu wählen. Sie waren alle so süß und damenhaft, daß er einige Schwierigkeiten hatte, eine Wahl zu treffen; aber schließlich nahm er die Größte, weil er glaubte, sich dadurch die größte Belohnung zu sichern, und sie wurden unter großem Jubel verheiratet.



Aber ein paar Tage später geriet der König in einen Wolkenbruch, und bevor er nach Hause gelangen konnte, war sein Kopf in dem starken Limonadenschauer geschmolzen. Nur die Glasaugen blieben übrig, und die steckte er in die Tasche und ging sorgenvoll zur Königin, um ihr von seinem neuen Mißgeschick zu erzählen.

Dann machte ein anderer junger Mann, der eine Prinzessin heiraten wollte, dem König einen Kopf aus Teig und steckte die Glasaugen hinein; und der König probierte ihn an und fand, daß er sehr gut paßte. So wurde dem jungen Mann die zweitgrößte Prinzessin gegeben.

Aber am nächsten Tag schien die Sonne zufällig extrem stark, und als der König ausging, backte sie seinen Teigkopf zu Brot, wodurch sich der Monarch ziemlich hirnverbrannt vorkam. Und als die Vögel das Brot sahen, flogen sie von den Bäumen herunter, setzten sich dem König auf die Schulter und aßen schnell seinen neuen Kopf auf. Alles außer den Glasaugen.

Deshalb wurden alle treuen Untertanen im ganzen Tal ersucht, für ihren König einen Kopf zu finden, der geschmackvoll und dauerhaft war.

Inzwischen machte der König eine ziemlich harte Zeit durch. Wenn er irgendwo hingehen wollte, war er genötigt, vor sich, zwischen Daumen und Finger, die Glasaugen zu halten, damit sie seine Schritte lenkten. Wie man sich vorstellen kann, ließ das Seine Majestät recht unwürdig aussehen, und Würde ist für jede königliche Person sehr kostbar.

Schließlich fertigte ein Holzfäller in den Bergen einen Kopf aus Holz an und sandte ihn dem König. Er war sauber geschnitzt und außerdem gediegen und dauerhaft; darüber hinaus paßte er auf den Hals des Monarchen wie das Tüpfelchen aufs i. Da durchstöberte der König seine Taschen und fand die Glasaugen, und als sie in den neuen Kopf eingesetzt waren, äußerte sich der König zufrieden.

Es gab nur einen Nachteil – er konnte nicht lächeln, weil das hölzerne Gesicht zu steif war, und es war komisch, Seine Majestät herzlich lachen zu hören, während sein Gesicht einen ernsten Ausdruck beibehielt. Aber die Glasaugen zwinkerten fröhlich und jeder wußte, daß es derselbe gutherzige König von früher war, obwohl er notwendigerweise ziemlich hartschädelig geworden war.

Dann forderte der König den Holzfäller auf, in den Palast zu kommen und unter den Prinzessinnen zu wählen, und man begann sofort mit den Vorbereitungen zur Hochzeit.

Aber auf dem Weg zum Hof kam der Holzfäller unglücklicherweise bei der Behausung des Purpurnen Drachen vorbei und blieb stehen, um mit dem Ungeheuer zu sprechen.

Nun scheint es, daß, als der Drache den Kopf des Königs verschluckt hatte, die ungewöhnliche Mahlzeit das Biest krank werden ließ. Es war mehr an Beeren und Karamellen zum Essen gewöhnt als an Köpfe, und die spitzen Zacken der Königskrone (die am Kopf festgemacht war) piekten im Magen des Drachen und machten das Ungetüm elend. Nach ein paar Tagen des Leidens würgte der Drache den Kopf heraus, und weil er nicht wußte, was er sonst damit machen sollte, schloß er ihn in einen Schrank ein und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Als der Drache von dem Holzfäller hörte, daß dieser einen neuen Kopf für den König gemacht hatte und zur Belohnung eine der Prinzessinnen heiraten sollte, wurde das Ungeheuer sehr wütend. Es beschloß, etwas Böses zu tun, was nicht überrascht, wenn man sich an die purpurne Farbe des Biests erinnert.

„Komm doch in meinen Salon und ruhe dich aus,“ sagte der Drache höflich. Böse Leute sind überaus höflich, wenn sie Übles vorhaben.

„Danke, ich werde ein paar Minuten bleiben,“ erwiderte der Holzfäller, „aber nicht länger, weil ich bei Hofe erwartet werde.“

Als er den Salon betreten hatte, öffnete der Drache plötzlich sein Maul und biß den Kopf des armen Holzfällers ab. Durch Erfahrung gewitzigt, verschluckte er ihn jedoch nicht, sondern packte ihn in den Schrank. Dann nahm er aus einem Fach den Kopf des Königs und leimte ihn auf den Hals des Holzfällers.

„Jetzt,“ sagte das Biest mit grausamem Lachen, „bist du der König! Geh nach Hause und erhebe Anspruch auf deine Frau und dein Reich.“

Der arme Holzfäller war sehr verwundert, denn zuerst wußte er nicht, wer er war, der König oder der Holzfäller.

Er blickte in den Spiegel und machte, da er den König sah, eine tiefe Verbeugung. Dann dachte der Kopf des Königs: „Vor wem verbeuge ich mich? Es gibt keinen Höheren als den König!“ Und so begann im Nu ein Konflikt zwischen dem Herz des Holzfällers und dem Kopf des Königs.

Der Drache war über den Erfolg seiner bösen List mächtig erfreut, und nachdem er den verwirrten Holzfäller aus dem Schloß gestoßen hatte, schickte er ihn sofort auf den Weg zum Hof.

Als sich der arme Mann der Stadt näherte, kamen die Leute herbeigerannt und sagten: „Nanu, da kommt der König wieder zurück. Ein dreifaches Hoch auf Seine Majestät!“

„Dreifacher Unsinn!“ erwiderte der Holzfäller. „Ich bin nur ein armer Mann mit dem Kopf des Königs auf den Schultern. Ihr könnt leicht sehen, daß es nicht meiner ist, denn er sitzt schief; der Drache hat ihn nicht ordentlich angeklebt.“

„Wo ist denn dein eigener Kopf?“ fragten sie.

„Im Schrank des Drachen eingeschlossen,“ antwortete der bedauernswerte Bursche und fing an zu weinen.

„Hör auf damit!“ rief der Kopf des Königs. „Du darfst nicht mit meinen Augen weinen! Der König weint nie!“

„Ich bitte um Vergebung, Majestät,“ sagte der Holzfäller demütig, „ich werde es nicht wieder tun.“

„So, dann halte dich auch daran,“ erwiderte der Kopf schon heiterer.

Die Leute waren darüber höchst verwundert und brachten den Holzfäller zum Palast, wo alles bald aufgeklärt war.



Als die Königin den Kopf des Königs sah, küßte sie ihn sofort, aber der König rügte sie und sagte, daß sie nur ihn küssen dürfe.

„Aber es ist dein Kopf,“ sagte die arme Königin.

„Wahrscheinlich,“ sagte der König, „aber er sitzt auf einem anderen Mann. Du mußt dich darauf beschränken, meinen hölzernen Kopf zu küssen.“

„Das tut mir leid,“ seufzte die Königin, „denn ich mag am liebsten den richtigen Kopf küssen.“

„Und das sollst du auch,“ sagte der Kopf des Königs. „Ich erlaube keineswegs, daß du diesen Holzkopf küßt.“

Die arme Frau sah verwirrt von einem zum anderen. Endlich kam ihr ein glücklicher Gedanke.

„Warum tauscht ihr nicht die Köpfe?“ fragte sie.

„Das ist es!“ rief der König, und da der Holzfäller zustimmte, wurde der Tausch ausgeführt, und der Monarch von Mo fand sich wieder im Besitz seines eigenen Kopfes, worüber er so sehr erfreut war, daß er lange und fröhlich lachte.

Der Holzfäller jedoch lächelte nicht einmal. Er konnte es nicht wegen des hölzernen Gesichts. Jetzt war er gezwungen, den Kopf, den er für den König gemacht hatte, selbst zu tragen.

„Holt die Prinzessinnen her,“ befahl der König. „Dieser gute Mann soll sofort seine Braut wählen, denn er hat mir meinen eigenen Kopf wiedergegeben.“

Aber als die Prinzessinnen kamen und sahen, daß der Holzfäller einen hölzernen Kopf hatte, lehnten sie alle ab, ihn zu heiraten, und bettelten so stark, dem zu entgehen, daß der König in Verlegenheit kam.

„Ich habe ihm eine meiner Töchter versprochen,“ wandte er ein, „und ein König bricht niemals sein Wort.“

„Aber da hatte er keinen hölzernen Kopf,“ erklärte eines der Mädchen.

Der König sah ein, daß dies richtig war. Tatsächlich, wenn er den hölzernen Kopf sorgfältig betrachtete, konnte er seinen Töchtern keinen Vorwurf machen, wenn sie ihn nicht heiraten wollten. Sollte er eine von ihnen zur Einwilligung zwingen, war es nicht unwahrscheinlich, daß sie ihren Mann einen Holzkopf nannte – eine Bezeichnung, die nahezu sicher Streit in jeder Familie verursacht.

Nachdem er über die Angelegenheit tief nachgedacht hatte, beschloß der König, zu dem Purpurnen Drachen zu gehen und ihn zu zwingen, den Kopf des Holzfällers herauszurücken.

So wurden alle kampftauglichen Männer des Reiches zusammengeholt, und nachdem sie reife Schwerter von den Schwertbäumen gepflückt hatten, marschierten sie alle zusammen zum Schloß des Drachen.

Nun sah der Purpurne Drache ein, daß er, wenn er versuchte, gegen diese ganze Armee zu kämpfen, vielleicht in Stücke gehauen würde; deshalb zog er sich in sein Schloß zurück und weigerte sich, herauszukommen.

Der Holzfäller war ein tapferer Mann.

„Ich werde hineingehen und allein mit dem Drachen kämpfen,“ sagte er; und drin war er. Zu diesem Zeitpunkt war der Drache sowohl ängstlich als auch wütend, und sobald er den Mann sah, stürzte er vorwärts und schnappte nach seinem Kopf.

Der hölzerne Kopf ging sofort ab, und die langen, spitzen Zähne des Drachen staken in dem Holz fest und wollten nicht wieder herausgehen; deshalb war das Ungeheuer unfähig, etwas anderes zu tun, als mit dem Schwanz zu schlagen und zu stöhnen.

Der Holzfäller rannte nun zum Schrank, nahm seinen Kopf heraus und setzte ihn auf die Schultern, wo er auch hingehörte. Dann ging er stolz aus der Burg hinaus und wurde von der Armee mit lauten Rufen begrüßt und im Triumph zurück zum Palast des Königs getragen.

Und da er jetzt wieder seinen eigenen Kopf trug, willigte eine der hübschesten jungen Prinzessinnen gern ein, ihn zu heiraten, und so wurde unter großem Jubel die Hochzeit gefeiert.





### *Die dritte Überraschung*

## **Der streunende Hund und die verlorene gute Laune des Monarchen**

Eines Tages beschloß der Monarch von Mo, da er nichts Besseres zu tun hatte, in den Büschen, die am Fuß der Berge wuchsen, Brombeeren zu suchen.

So setzte er eine alte Krone auf, die nicht anlaufen würde, falls es regnete, und nachdem er einen Blecheimer in der Vorratskammer gefunden hatte, machte er sich auf den Weg, ohne jemandem zu sagen, wo er hinging.

Zunächst bestand der Weg aus schönem, glattem Sahnebonbon, auf dem zu gehen sehr angenehm war, aber näher bei den Bergen wurde der Boden kieselig, mit Steinen, die aus Krokantkugeln und Gummibonbons waren, so daß die Stiefel des Königs, die noch ein wenig grün gewesen waren, als er sie pflückte, ihn zu drücken anfangen.

Aber der König war nicht leicht entmutigt und ging weiter, bis er die Brombeerbüsche fand, wo er gleich begann, seinen Eimer zu füllen, da die Beeren bemerkenswert groß und süß waren.

Während er damit beschäftigt war, hörte er Schritte die Bergseite herunterkommen, und bald darauf rannte ein kleiner Hund aus den Büschen heraus und trottete auf ihn zu.

Nun gab es in Mo überhaupt keine Hunde, und der König hatte ein Geschöpf wie dieses nie zuvor gesehen; deshalb war er höchst überrascht und sagte:

„Was bist du und wo kommst du her?“

Der Hund war über diese Frage ebenfalls überrascht und blickte mißtrauisch nach dem Blecheimer des Königs, denn viele Male hatten böse Jungen solch einen Eimer an sein Schwanzende gebunden. Tatsächlich war das der Grund, weshalb er von zu Hause weggelaufen war und zufällig den Weg in das Tal Mo gefunden hatte.

„Mein Name ist Prinz,“ erwiderte der Hund gemessen, „und ich bin aus einem Land jenseits der Berge und der Wüste gekommen.“

„Was du nicht sagst! Bist du wirklich ein Prinz?“ rief der Monarch: „dann wirst du in meinem Reich willkommen sein, wo wir den Adel immer mit gebührendem Respekt behandeln. Aber warum hast du vier Füße?“

„Weil sechs zuviel wären,“ antwortete der Hund.

„Aber ich habe nur zwei,“ sagte der König.

„Das ist bedauerlich,“ sagte der Hund, der ein kleiner Witzbold war, „denn wo ich herkomme, ist es modischer, auf vier Füßen zu gehen.“

„Ich gehe gern mit der Mode,“ bemerkte der König nachdenklich, „aber was soll ich machen, wo ich doch nur zwei Beine habe?“

„Nun, ich nehme an, daß du auf deinen Händen und Füßen gehen kannst,“ entgegnete der Hund lachend.

„Das werde ich machen,“ sagte der König, erfreut über die Idee, „und du sollst mit mir zum Palast kommen und mir alle Moden des Landes beibringen, aus dem du kommst.“

Der König ließ sich auf Hände und Knie nieder und war begeistert, als er merkte, daß er auf diese Weise sehr schön vorankommen konnte.

„Wie soll ich meinen Eimer tragen?“ fragte er.

„Im Mund natürlich,“ erwiderte der Hund.



Da dies ein trefflicher Vorschlag zu sein schien, nahm der König den Eimer in den Mund, und sie machten sich auf den Rückweg zum Palast. Aber als Seine Majestät zu den Gummibonbons und Krokantkugeln kam, drückten sie auf seine Hände und Knie so, daß er laut stöhnte. Der Hund jedoch lachte nur. Schließlich erreichten sie eine Stelle, wo es ganz schlammig war. Natürlich war der Schlamm nur Gelee, aber es war seit dem letzten Regen noch nicht eingetrocknet. Der Hund sprang ganz behende über die Stelle, aber als der König es ihm gleichtun wollte, mißlang es ihm, und er geriet mit Händen und Knien in das Gelee und stak fest. Nun hatte der König eine sehr gute Laune, die er in der Westentasche trug; aber als er auf Händen und Knien über die Gummibonbonkiesel lief, fiel ihm diese gute Laune aus der Tasche, und da er sie verloren hatte, wurde er über den Hund sehr wütend, weil der ihn in solche Klemme gebracht hatte.



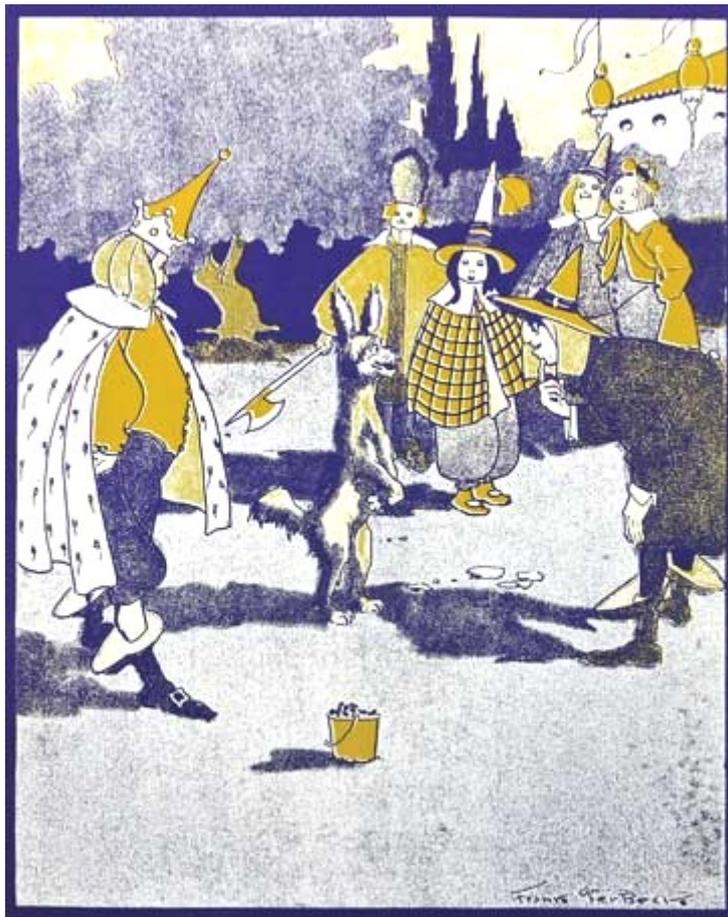
Deshalb begann er zu schimpfen, und als er den Mund öffnete, fiel der Eimer heraus und die Beeren wurden alle verstreut. Das ließ den Hund mehr denn je lachen, weshalb sich der König aus dem Gelee herauszog,

auf die Füße sprang und den Hund zu jagen begann, so schnell er konnte. Schließlich kletterte der Hund auf einen hohen Baum, wo ihn der König nicht erreichen konnte, und als er sicher zwischen den Ästen saß, schaute er herunter und sagte:

„Sieh, wie töricht ein Mensch wird, der versucht, eher mit der Mode zu gehen, als so zu leben, wie es die Natur mit ihm beabsichtigt hat! Du kannst nicht leichter ein Hund sein als ich ein König; wenn du klug bist, wirst du deshalb künftig damit zufrieden sein, auf zwei Beinen zu gehen.“

„Da ist viel Wahrheit in dem, was du sagst,“ erwiderte der Monarch von Mo. „Komm mit mir zum Palast und dir soll vergeben sein; wir werden sogar ein schönes Fest zu Ehren deiner Ankunft veranstalten.“

Da kletterte der Hund von dem Baum herunter und folgte dem König zum Palast, wo alle Höflinge sehr erstaunt über ein so seltsames Tier waren und ihn zu ihrem großen Liebling machten.



Nach dem Essen lud der König den Hund zu einem Rundgang durch das königliche Anwesen, und sie gingen ganz fröhlich los. Aber die Stiefel des Königs fingen wieder an, ihn zu drücken; denn da sie, noch grün gepflückt, nicht paßten, hatten sie gegen seine Zehen gerieben, bis er Hühneraugen hatte. Als sie nun die Veranda vor dem Palast erreichten, fragte der König:

„Mein Freund, was ist gut für Hühneraugen?“

„Enge Stiefel,“ erwiderte der Hund lachend, „aber sie sind nicht sehr gut für deine Füße.“

Jetzt wurde der König, der seine gute Laune noch nicht wiedergefunden hatte, äußerst wütend über den schlechten Scherz; deshalb stürzte er sich auf den Hund und gab ihm einen gewaltigen Tritt.

Hoch in die Luft wie ein Ball flog der Hund, während der König, der sich bei dem Tritt den Zeh gestoßen hatte, sich auf die Schwelle setzte und den Fuß rieb, wobei er den Hund beobachtete, wie er höher und höher sauste, bis er ein winziger Fleck am blauen Himmel zu sein schien.

„Ich muß fester zugetreten haben, als ich dachte,“ sagte der König reuevoll, „da fliegt er hin, außer Sicht, und ich werde ihn niemals wiedersehen!“

Er humpelte jetzt weg in den hinteren Garten, wo er ein neues Paar Stiefel pflückte, die ihn nicht drücken würden; und während er weg war, begann der Hund wieder herunterzufallen. Natürlich fiel er schneller, als er hochgeflogen war, und er landete mit einem Krach genau auf des Königs Türschwelle. Aber die Wucht des Falles war so groß und die Türschwelle so hart, daß der arme Hund wie ein Eierkuchen plattgedrückt wurde und sich überhaupt nicht mehr rühren konnte.

Als der König zurückkam, sagte er:

„Hallo! Irgendein netter Freund hat mir eine neue Fußmatte geschenkt,“ und er bückte sich und streichelte das weiche Haar mit viel Behagen. Dann trat er sich die Füße auf der neuen Matte ab und ging in den Palast, um der Königin zu berichten.



Als Ihre Majestät die hübsche weiche Fußmatte sah, erklärte sie, daß sie zu schade sei, um draußen gelassen zu werden; deshalb brachte die Königin sie in den Salon und legte sie vor dem Kamin auf den Fußboden.

Dem guten König tat es leid, daß er den Hund so grob behandelt hatte, und aus Angst, er könnte noch irgend etwas Häßliches anstellen, ging er dahin zurück, wo er seine gute Laune verloren hatte, und suchte, bis er sie wiederfand, worauf er sie sorgfältig in die Tasche steckte, wo sie bleiben würde.

Dann kehrte er in den Palast zurück und betrat den Salon, aber als er an der Matte vorüberkam, stolperte er, weil seine neuen Stiefel so unförmig waren, gegen den Rand und schob die Matte zu einer Rolle zusammen.

Sofort bellte der Hund, stand auf und sagte:

„So, das ist besser! Jetzt kann ich wieder atmen, aber als ich so flach war, konnte ich keinen einzigen Atemzug tun.“

Der Monarch und seine Königin waren sehr überrascht, daß das, was sie für eine Matte gehalten hatten, nur der Hund war, der so flach auf ihre Türschwelle gefallen war; aber sie konnten sich nicht enthalten, über sein seltsames Aussehen zu lachen. Denn als der König gegen den Rand der Matte gestoßen war, wurde der Hund mehr als zwei Meter lang und nicht dicker als ein Bleistift, was seine Vorderfüße so weit von den Hinterfüßen entfernte, daß er sich im Zimmer kaum umdrehen konnte, ohne sich zu verheddern.



„Aber es ist besser, als eine Fußmatte zu sein,“ sagte der Hund, und der König und die Königin stimmten darin mit ihm überein.

Dann ging der König weg, um den Leuten zu melden, daß er den Hund wiedergefunden hatte, und als er den Palast verließ, schlug er die Tür hinter sich zu. Der Hund war losgerannt, um dem König nach draußen zu folgen; als nun die Tür zuknallte, gab sie dem armen Tier einen so harten Schlag auf die Nase, daß sein Körper wieder zusammengeschoben wurde; und siehe da! jetzt hatte der Hund seine natürliche Form wieder, gerade so wie er war, bevor der König ihn trat.

Danach kamen der König und der Hund sehr gut miteinander aus, denn der König war darauf bedacht, nicht zu treten, weil er seine gute Laune wiederhatte, und der Hund achtete darauf, nichts zu sagen, das den König in Wut bringen könnte.

Und eines Tages rettete der Hund das Reich und das ganze Tal Mo vor Zerstörung, wie ich dir ein andermal erzählen werde.

### *Die vierte Überraschung*

## **Die besonderen Schmerzen auf der Rosinenkucheninsel**

Prinz Zischel, der älteste aller Prinzen des Tales Mo, war eines Tages sehr verärgert, weil der König, sein Vater, ihm nicht erlauben wollte, die Kuh mit den goldenen Hörnern zu melken. Diese Kuh war ein großer Liebling des Königs, weil sie beim Melken eine so große Menge Eiskrem gab wie eine gewöhnliche Kuh Milch gibt, und an warmen Tagen war dies ein angenehmer Luxus. Der König wollte die Kuh mit den goldenen Hörnern gern nur für sich und die Königin haben; deshalb meinte Prinz Zischel, daß er schlecht behandelt würde, weil er selbst eine große Vorliebe für Eiskrem hatte.

Es gab zwar einen großen Springbrunnen mit Eiskrem-Sodawasser, der ständig auf dem Schloßhof sprudelte und für jedermann zugänglich war, aber den Prinzen verlangte nach dem, was er nicht kriegen konnte.

Deshalb war er voller Zorn auf seinen Vater, den König, und wanderte umher, bis er zufällig an dem Schloß des Purpurnen Drachen vorbeikam.



Als das böse Ungeheuer den Prinzen sah, hielt es dies für eine wunderbare Gelegenheit, Übles zu tun, und sagte deshalb höflich:

„Guten Morgen, König Zischel.“

„Ich bin kein König – ich bin nur ein Prinz,“ erwiderte Zischel.

„Was! Kein König?“ reif der Drache aus, als sei er überrascht, „das ist aber schlimm.“

„Ich kann niemals König sein, solange mein Vater lebt,“ fuhr der Prinz fort, „und es ist für ihn unmöglich zu sterben. Was soll ich da machen?“

„Wenn du mich schon um Rat fragst, will ich es dir sagen,“ antwortete der schlimme Drache. „Unten am Rootbeerfluß, wo die Erdnußbäume wachsen, ist ein sehr tiefes Loch im Boden. Du mußt den König dazu bringen, daß er hingehet und in dieses Loch schaut, und wenn er sich über den Rand beugt, stößt du ihn hinein. Natürlich wird er nicht sterben, denn das ist, wie du sagst, unmöglich; aber niemand wird wissen, wo er zu finden ist. Wenn also dein Vater aus dem Weg geräumt ist, wirst du an seiner Stelle König sein.“

„Das ist gewiß ein guter Rat,“ sagte der Prinz, „und ich will ihn sofort befolgen. Dann wird die Kuh mit den goldenen Hörnern mir gehören, und ich werde der Monarch von Mo.“

Der Prinz begab sich zurück zum Palast, und sobald er außer Sicht war, lachte der gräßliche Drache bei dem Gedanken, wie er den Jungen zum besten gehalten hatte.

Als Zischel seinen Vater traf, nahm er ihn beiseite und sagte:

„Majestät, ich habe etwas sehr Komisches auf dem Grund des Lochs in der Nähe der Erdnußbäume entdeckt. Kommt und seht Euch an, was es ist.“

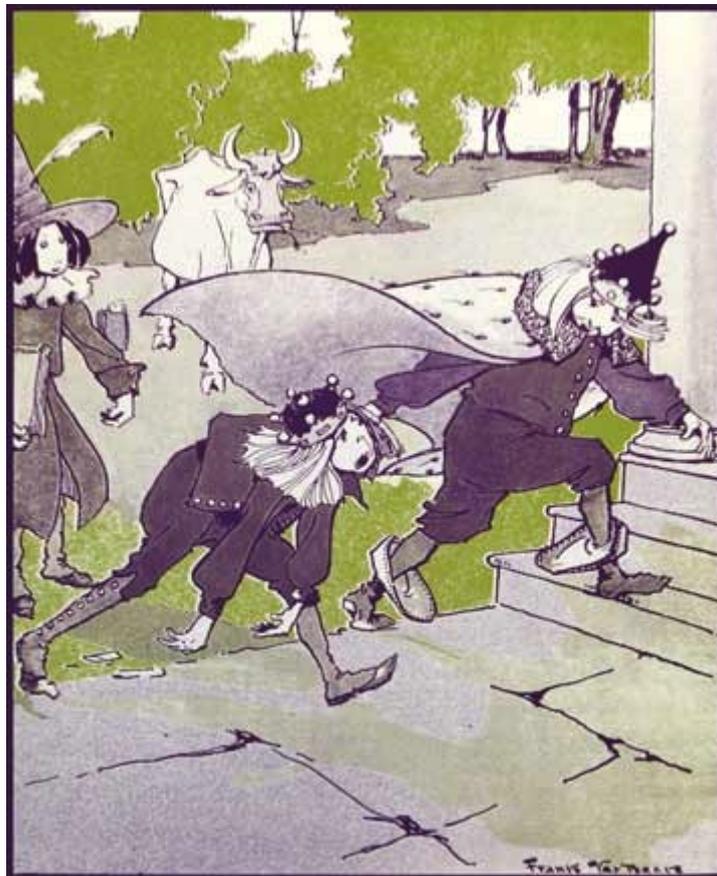
Da ging der König mit dem Prinzen mit, ohne dessen üble Absicht zu vermuten, und als er sich über das Loch beugte, gab ihm der Prinz plötzlich einen Stoß. Im nächsten Moment fiel der Monarch von Mo – hinunter bis zum Grund.

Dann ging Prinz Zischel zum Palast zurück und fing an, die Kuh mit den goldenen Hörnern zu melken.

Als sich nun der König auf dem Grund des Lochs wiederfand, wußte er zuerst nicht, was er tun sollte; so setzte er sich hin und dachte darüber nach. Bald fuhr ihm ein glücklicher Gedanke durch den Kopf: Er wußte, wenn er nur am anderen Ende des Lochs wäre, dann wäre er oben statt unten und könnte hinauskommen. Darum packte der König das Loch, und indem er seine ganze Kraft aufwand, stellte er es auf den Kopf. Da er jetzt oben war, trat er auf den Erdboden hinaus und ging zum Palast zurück, wo er Prinz Zischel dabei erwischte, wie er die Kuh mit den goldenen Hörnern melkte.



„Oho!“ sagte er, „du möchtest König sein, nicht wahr? Nun, das werden wir gleich sehen!“ Dann nahm er den unartigen Prinzen bim Ohr und führte ihn in den Palast, wo er ihn in einen Raum einschloß, aus dem er nicht entkommen konnte.



Der König setzte sich jetzt in einen Sessel und begann zu überlegen, wie er den Prinzen am besten bestrafen könne, aber nach einer Stunde tiefen Nachdenkens war er nicht in der Lage, sich für irgend etwas zu entscheiden, das eine ausreichende Züchtigung für ein so großes Vergehen schien. Zuletzt beschloß er, den Klugen Esel zu konsultieren.

Der Kluge Esel wohnte in einem hübschen kleinen Haus hinten am Ende des Tales, denn er mochte sich nicht unter das fröhliche Treiben am Hofe mischen. Er war nicht immer klug gewesen, sondern war einst ein tatsächlich sehr dummer Esel, und er kam zu seiner Klugheit auf diese Weise:

An einem Freitag nachmittag, gerade als die Schule aus war, verirrte sich der dumme Esel in das Schulgebäude, und die Lehrer und Schüler hatten es so eilig, nach Hause zu kommen, daß sie den Esel nicht bemerkten, sondern ihn in der Schule einschlossen, ohne zu wissen, daß er darin war.

Von Freitag nachmittag bis Montag vormittag kam niemand in das Gebäude; deshalb wurde der Esel sehr hungrig und wäre sicher verhungert, hätte er nicht zufällig von einem Geographiebuch gekostet, das aus einem der Pulte hervorschaute. Der hungrige Esel befand, daß es gar nicht so schlecht war, und fraß es deshalb ganz auf. Dann fraß er eine Arithmetik, eine Algebra und zwei Fibeln. Danach legte er sich hin und schlief ein; aber da er wieder hungrig wurde, wachte er auf und fing mit der Schulbibliothek an, die er vollständig verschlang. Diese Bibliothek enthielt die gesamte solide und wesentliche Klugheit des Tales Mo, und als der Hausmeister am Montag morgen des Schultor öffnete, waren alle Lehrbücher des ganzen Landes von dem dummen Esel aufgefressen worden.



Man kann leicht verstehen, daß er sehr klug wurde, nachdem er dieses ganze Wissen verdaut hatte, und in der Folge fragten der König und das Volk den Klugen Esel oft um Rat, wenn sie mit ihrem Verstand am Ende waren.

So ging nun der Monarch zum Haus des Esels, erzählte ihm von der Boshaftigkeit des Prinzen und fragte, wie er ihn am besten bestrafen könne.

Der Kluge Esel dachte darüber einen Moment nach und erwiderte:

„Ich kenne keine schlimmere Strafe als Bauchschmerzen. Unter den Büchern, die ich in der Schule gefressen habe, befand sich eine Trigonometrie, und bevor ich sie verdaut hatte, litt ich tatsächlich sehr starke Schmerzen.“

„Aber ich kann dem Prinzen keine Trigonometrie zu essen geben,“ entgegnete der König. „Du hast die letzte selbst gefressen.“

„Richtig,“ antwortete der Esel, „aber es gibt andere Dinge, die Bauchschmerzen verursachen. Wie Ihr wißt, gibt es eine bestimmte Insel im Rootbeerfluß, die aus Rosinenkuchen von sehr schwerer Qualität besteht. Ich rate Euch, den Prinzen auf diese Insel zu bringen und ihn nichts essen zu lassen mit Ausnahme des Rosinenkuchens. Bald wird er heftige Bauchschmerzen haben und so schwer bestraft sein, wie Ihr nur wünschen könnt.“

Dem König gefiel dieser Plan sehr gut, und nachdem er dem Esel für seinen klugen Rat gedankt hatte, eilte er zum Palast zurück.

Prinz Zischel wurde jetzt aus seinem Zimmer geholt und in einem Boot zur Rosinenkuchen-Insel im Rootbeerfluß gerudert, wo er ohne Möglichkeit zur Flucht zurückgelassen wurde. Er konnte natürlich schwimmen, aber es war gesetzlich verboten, in dem Rootbeer zu schwimmen, weil viele Leute an diesen Fluß kamen, um zu trinken.

„Du wirst hier bleiben,“ sagte der König streng, „bis dir deine Boshaftigkeit leid tut; und du wirst nichts zu essen haben als Rosinenkuchen.“

Der Prinz lachte, weil er glaubte, diese Strafe sei überhaupt keine. Als der König in dem Boot weggerudert und Zischel alleingelassen war, sagte er sich:

„Ach, das ist köstlich! Ich werde eine lustige Zeit hier haben und kann soviel Kuchen essen, wie ich will, ohne daß mich jemand ausschilt, weil ich gierig sei.“

Er brach ein großes Stück von der Insel ab, wo Rosinen und Zitronat am reichsten waren, und fing an zu essen. Aber nach einer Weile bekam er es satt, nichts als Rosinenkuchen zu essen, und sehnte sich nach etwas anderem. Doch die Insel enthielt nichts außer dem Kuchen, aus dem sie bestand.

Bald begann Prinz Zischel, einen Schmerz in sich zu spüren. Er gab darauf zuerst nicht acht, weil er glaubte, daß der Schmerz vorbeigehen werde, aber stattdessen wurde er immer größer, so daß der Prinz zu schreien begann, doch niemand hörte ihn.



Der Schmerz nahm fortwährend zu, und der Prinz weinte und wälzte sich auf dem Boden und begann, es außerordentlich zu bedauern, daß er so böse gewesen war. Schließlich griff er zum Telefon, welches mit dem Palast verbunden war, und rief den König an.

„Hallo!“ antwortete die Stimme des Königs, „was gibt's?“

„Ich habe schreckliche Schmerzen,“ sagte der Prinz stöhnend, „und es tut mir auch sehr leid, daß ich Eure Majestät in das Loch gestoßen habe. Wenn Ihr mich von dieser gräßlichen Insel holen wollt, werde ich von nun an der beste Prinz im ganzen Tal sein!“

Da schickte der König das Boot und ließ den Prinzen zum Palast zurückbringen, wo er ihm die ungezogenen Taten verzieh. Weil er ein netter Vater war, gab er seinem leidenden Sohn die Blüte eines Arzneibaumes ein, die schnell die Schmerzen linderte und ihn dazu brachte, das Vergnügen der Reue richtig zu würdigen.

## *Die fünfte Überraschung*

### **Der Monarch feiert seinen Geburtstag**

Große Feierlichkeiten gab es im Tal Mo, wenn der König Geburtstag hatte. Der lustige Monarch war vor so vielen Jahren geboren worden, daß jedermann das Datum vergessen hatte. Einer der Weisen Männer sagte, der König sei im Februar geboren; ein anderer erklärte, im Mai; und ein dritter rechnete aus, das große Ereignis habe im Oktober stattgefunden. Da erließ der Monarch ein königliches Dekret, wonach er jedes Jahr



drei Geburtstage habe, um ganz sicher zu gehen; und wenn er zufällig daran dachte, schob er ein oder zwei zusätzliche Geburtstage als Glücksbringer ein. Die Geburtstage des Königs galten bald als sehr freudige Ereignisse, denn bei diesen Anlässen wurden Feiern von ungewöhnlicher Pracht abgehalten, und jedermann im Reich war eingeladen, daran teilzunehmen. Einmal kündigte der König, dem plötzlich einfiel, daß er seinen Geburtstag seit mehreren Wochen nicht gefeiert hatte, ein Fest von prächtigster Art an. Der Windbeutel-Ertrag war ungewöhnlich groß ausgefallen, und die Büsche hingen voll von den köstlichen reifen Windbeuteln, die von Mos Volk sehr geschätzt wurden.

Da holten alle Mädchen ihre besten Kleider und buntesten Bänder hervor, und die jungen Männer bürsteten sorgfältig ihre Haare und putzten ihre Stiefel, und bald waren die Straßen, die zum Palast führten, gedrängt voll mit fröhlichen Festteilnehmern.

Als alle Gäste versammelt waren, wurde ein großartiges Mahl serviert, bei dem die frisch gepflückten Windbeutel ein wichtiger Gang waren.

Dann stand der König am oberen Ende der Tafel auf und befahl, seinen rubinroten Kasten zu bringen, und als die Leute das hörten, wurden sie sofort still und aufmerksam, denn der Rubinrote Kasten war eines der seltsamsten Dinge im Tal. Der König hatte ihn vor vielen Jahren von der Zauberin Maëtta erhalten, und immer wenn der Kasten geöffnet wurde, fand man darin etwas, das kein lebender Mensch zuvor gesehen hatte.

Deshalb erwarteten die Leute, und sogar der König selbst, das Öffnen des Rubinroten Kastens mit großer Neugier, denn sie wußten nie, was darin zu finden sei. Der König stellte den Kasten vor sich auf einen kleinen Tisch, und dann, nach einem feierlichen Blick auf die erwartungsvollen Gesichter, sagte er langsam:



„Giggel-gaggel-guuh!“, welches das Zauberwort war, das den Kasten öffnete.

Sofort flog der Deckel auf, und der König spähte hinein und rief: „Ha!“

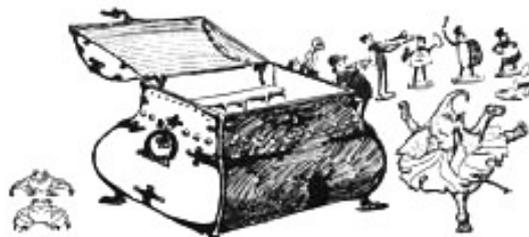
Dies machte die Gäste aufgeregter als zuvor, denn sie wußten nicht, weswegen er „Ha!“ sagte, und sie hielten den Atem an, als der König mit Daumen und Zeigefinger in den Kasten griff und einen kleinen hölzernen Mann, so groß wie mein Finger, herausholte. Er trug eine blaue Jacke und eine rote Mütze und hielt eine kleine Trompete in der Hand.

Der König stellte den hölzernen Mann auf den Tisch, langte wieder in den Kasten und holte einen weiteren hölzernen Mann heraus, der genau wie der andere gekleidet war und auch ein Blasinstrument in der Hand hielt. Den stellte der König neben den ersten, und dann holte er noch einen und noch einen heraus, bis zehn kleine hölzerne Männer in einer Reihe auf dem Tisch standen und Trommeln, Becken und Blasinstrumente in ihren schmalen, steifen Händen hielten.

„Ich meine,“ sagte der König, „daß dies eine kleine Blaskapelle ist. Aber was für ein Jammer – sie können nicht spielen.“

Kaum hatte der König das Wort „spielen“ ausgesprochen, als jeder hölzerne kleine Mann sein Instrument an den Mund setzte oder seine Trommel schlug oder sein Becken erklingen ließ; und sie fingen sofort an, eine so hübsche Musik zu spielen, daß alle Leute entzückt waren und selbst der König applaudierte.

Da sprang aus dem Kasten ein winziges Elefantenbaby heraus, ungefähr so groß wie eine Maus, und fing an, auf den Zehenspitzen herumzutanzten. Es war mit einem kurzen, bauschigen Rock bekleidet, gleich dem einer Ballettänzerin, und es tanzte so komisch, daß alle, die es sahen, vor Lachen schrien.



Als der Elefant innehielt, um sich auszuruhen, hüpfen zwei hübsche Grüne Frösche aus dem Kasten und fingen an, vor den erstaunten Gästen, die nie zuvor so etwas wie einen Frosch gesehen hatten, Bockspringen zu spielen. Die kleinen grünen Fremden sprangen übereinander schnell wie der Blitz, und zum Schluß hüpfte einer von ihnen die Kehle des anderen hinunter. Dann, als das Elefantenbaby das Maul öffnete, um zu gähnen, sprang der übriggebliebene Frosch die Kehle des Elefanten hinab.

Das Publikum war über diese Darbietung so amüsiert, daß das Elefantenbaby überlegte, was es eventuell tun könnte, um ihm zu gefallen; da stellte es sich auf den Kopf, machte einen großen Hüpf und verschwand in seinem eigenen Hals, während die Musikanten weiterspielten.

Dann faßten alle die jungen Männer die Mädchen um die Taille und drehten sich in einem hübschen Tanz rund herum, und der Spaß dauerte an, bis sie müde waren.

Der König dankte den winzigen Holzmusikanten und packte sie wieder in den Rubinroten Kasten. Er bot ihnen nicht an, für sie zu sammeln, da es keinerlei Geld in Mo gibt. Der Kasten wurde dann in die königliche Schatzkammer zurückgebracht, wo sie sorgfältig bewacht wurde, solange man sie nicht brauchte.

Da trat ein junger Mann an den König heran und bat für die Leute um Erlaubnis, auf dem Kristallsee Schlittschuh zu laufen, und Seine Majestät gestattete es gnädig.

Weil es im Königreich Mo niemals kalt war, gab es natürlich kein Eis zum Schlittschuhlaufen. Aber der Kristallsee bestand aus Zuckersirup, und die Sonne hatte die Oberfläche des Sees zu Kandis gebrannt, so daß sie fest genug war, um darauf Schlittschuh zu laufen, und sie war darüber hinaus so glatt wie Glas.

Es geschah nicht oft, daß der König das Schlittschuhlaufen dort erlaubte, weil er befürchtete, daß jemand durch die Kruste brechen könnte; aber da es sein Geburtstag war, konnte er dem Volk nichts abschlagen. So liefen im Nu Hunderte von Jungen und Mädchen auf dem Kristallsee flink Schlittschuh und unterhielten sich prächtig, denn es war so gut wie Eis, ohne kalt oder feucht zu sein.

In der Mitte gab es eine Stelle, wo die Kruste ganz dünn war, und gerade als die Belustigung ihren Höhepunkt erreicht hatte, machte das Eis – oder besser: der Kandis – knack! und hinunter in den Zuckersirup sanken die Prinzessin Truella, Prinz Immerfroh und des Königs Kammerherr Gnugsagt.

Hinab und hinab sanken sie, bis sie den Grund des Sees erreichten. und da standen sie, staken fest im Sirup und waren unfähig, sich auch nur ein bißchen zu rühren, während alle Leute sich am Ufer versammelten, um auf sie zu schauen, da der See so klar war wie das klarste Wasser.

Dieses Unglück machte natürlich weiterem Schlittschuhlaufen ein Ende, und der König rannte umher und fragte jedermann, wie er seine Tochter, seinen Sohn und seinen königlichen Kammerherrn wieder herauskriegen sollte. Aber niemand konnte es ihm sagen.



Schließlich konsultierte der König den Klugen Esel; und nachdem der Esel über die Sache nachgedacht und seine Gelehrsamkeit zu Rate gezogen hatte, empfahl er Seiner Majestät, nach ihnen zu angeln.

„Angeln!“ rief der König; „wie können wir das machen?“

„Nehmt eine Angelschnur und hängt ein Senkblei daran, damit sie durch den Sirup sinkt. Ferner macht einen Köder daran mit dem, was jeder von ihnen am liebsten mag. Auf diese Weise könnt Ihr sie fangen und aus dem See ziehen.“

„Gut,“ sagte der König, „ich werde es versuchen, denn du weißt natürlich, wovon du redest.“

„Habt Ihr jemals ein Geographiebuch gefressen?“ fragte der Kluge Esel.

„Nein,“ sagte der König.

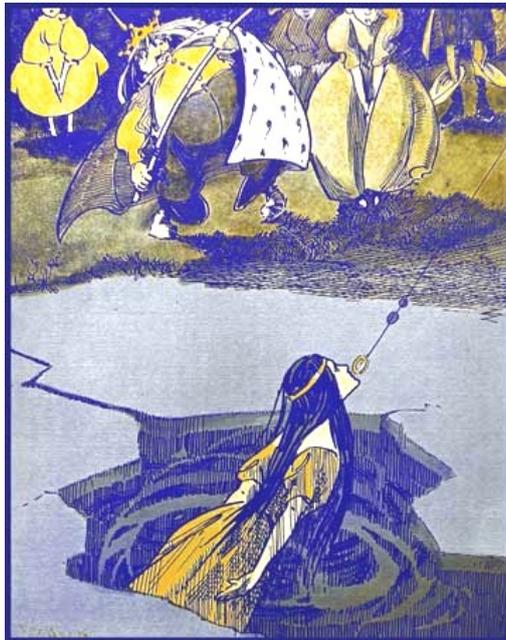
„Aber ich,“ erklärte der Esel hochnäsig, „und was ich nicht über Seen und dergleichen weiß, steht nicht im Geographiebuch.“

Also ging der König zum Kristallsee zurück und nahm eine starke Angelschnur, die er an eine lange Stange band. Dann befestigte er ein Senkblei am Ende der Schnur und war für den Köder bereit.

„Was mag Prinzessin Truella am liebsten?“ fragte er die Königin.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ erwiderte die Königin, „aber du kannst es mit einem Kuß versuchen.“

So sandte einer der nettesten jungen Männer der Prinzessin einen Kuß, und der König band ihn an das Ende der Schnur und hielt diese in den See. Das Senkblei zog sie durch den Zuckersirup hinab, bis der Kuß sich genau vor den süßen roten Lippen der hübschen Prinzessin befand. Sie nahm den Kuß sofort, wie die Königin vermutet hatte, und der König holte die Schnur mit der Prinzessin daran hoch, bis er sie schließlich ans Ufer gezogen hatte.



Dann jubelten alle Leute vor Freude und die Königin brachte Prinzessin Truella nach Hause, damit sie ihre Kleider wechsele, denn sie waren sehr klebrig.

„Was mag Prinz Immerfroh am liebsten?“ fragte der König.

„Ein Lachen!“ erwiderte sofort ein Dutzend, denn jeder kannte des Prinzen Schwäche.



Darauf lachte eines der Mädchen ganz fest, und der König band das Lachen an die Schnur und ließ es in den See hinab. Der Prinz schnappte das Lachen sofort und wurde schnell aus dem Sirup gezogen und ebenfalls nach Hause geschickt, um sich umzukleiden.

Dann blickte der König in die Runde und fragte:

„Was mag der Kammerherr Gnugsagt am liebsten?“

Aber alle waren still, denn Gnugsagt mochte so viele Dinge, daß es schwer zu sagen war, was er am liebsten mochte. So war der König abermals genötigt, zum Klugen Esel zu gehen, um herauszufinden, womit er den königlichen Kammerherrn ködern sollte.

Der Kluge Esel war gerade den ganzen Tag über mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt und ärgerte sich, daß er so oft konsultiert wurde, ohne irgend etwas zum Dank für seine Klugheit zu bekommen. Aber er gab vor, die Sache zu bedenken, wie es seine Gewohnheit war, und sagte:

„Ich glaube, daß der königliche Kammerherr Äpfel liebt. Versucht, ihn mit einem roten Apfel zu fangen.“

Darauf suchten der König und sein Volk im ganzen Reich und fanden schließlich einen Baum mit einem einsamen roten Apfel, der ganz oben an einem kleinen Zweig hing. Aber unglücklicher Weise hatte jemand den Baumstamm dicht unter den Ästen abgesägt und weggetragen und zu Anmachholz zerhackt. Aus diesem Grund war es nicht möglich, auf den Baum zu klettern, um an den Apfel zu kommen.

Während der König und die Leute überlegten, wie sie auf den Baum gelangen könnten, kam Prinz Denkmalnach herbei und fragte, was sie wollten.

„Wir wollen den Apfel,“ erwiderte der König, „aber jemand hat den Stamm abgesägt, so daß wir nicht hinaufklettern können.“

Prinz Denkmalnach rieb sich eine Minute lang die Kopfhaut, um seinen Verstand richtig in Schwung zu bringen. Das hatte er sich so angewöhnt. Dann ging er zum Flußufer, das in der Nähe war, und pfiß dreimal. Gleich schwamm ein Schwarm Fische zu ihm hin, und einer der größten rief:

„Guten Tag, Prinz Denkmalnach, was können wir für dich tun?“

„Ich möchte für ein paar Minuten einen fliegenden Fisch ausleihen,“ erwiderte der Prinz.

Kaum hatte er gesprochen, als ein Fisch aus dem Wasser flog und sich auf seine Schulter setzte. Dann ging der Prinz zu dem Baum hin und sagte zu dem Fisch: „Hol mir den Apfel.“

Sofort flog der fliegende Fisch hinauf in den Baum und biß den Apfelstiel durch, worauf der Apfel herunterfiel und den König auf die Nase traf, weil dieser unglücklicherweise genau darunter stand. Dann dankte der Prinz dem fliegenden Fisch und schickte ihn zum Fluß zurück, und nachdem der König sich zuerst ein Pflaster auf die Nase geklebt hatte, nahm er den Apfel und machte sich zum Kristallsee auf und alle Leute folgten ihm.

Als aber der Apfel an der Angelschnur befestigt und durch den Sirup zu dem königlichen Kammerherrn hinuntergelassen war, weigerte sich Gnugsagt, ihn zu berühren.

„Er mag ihn nicht,“ sagte der König seufzend; und wieder ging er zum Klugen Esel.

„Wollte er den Apfel nicht?“ fragte der Esel, als sei er überrascht. Aber du mußt wissen, daß er überhaupt nicht überrascht war, weil er geplant hatte, den Apfel selbst zu bekommen.

„Nein, in der Tat,“ erwiderte der König. „Wir hatten obendrein schreckliche Mühe, den Apfel zu finden.“

„Wo ist er?“ fragte der Esel.

„Hier,“ sagte der König und holte ihn aus der Tasche.

Der Esel nahm den Apfel, sah ihn einen Moment nachdenklich an und dann fraß er ihn auf und leckte sich die Lippen, denn er mochte rote Äpfel besonders gern.

„Was sollen wir jetzt machen?“ fragte der König.

„Ich glaube, daß Gnugsagt am liebsten ein freundliches Wort mag. Beködert damit die Schnur, und Ihr werdet ihn fangen.“

Da ging der König wieder zum See, und nachdem er ein freundliches Wort an die Angelschnur gebunden hatte, gelang es ihm schnell, den königlichen Kammerherrn an das Ufer in Sicherheit zu bringen. Man kann sich gut vorstellen, daß der arme Gnugsagt recht froh war, sich nach seinem langen eingetauchtsein im Zuckersirup wieder auf trockenem Land zu befinden.

Und jetzt, da alle aus dem Kristallsee gerettet waren, spannte der König ein Seil um das Loch in der Kruste und stellte ein Schild hin, auf dem „Vorsicht!“ stand, damit niemand mehr hineinfiel.

Danach ging die Feier weiter, und da es keine weiteren Unfälle gab, endete der Geburtstag des Königs schließlich doch sehr fröhlich.

## *Die sechste Überraschung*

### **König Finsterblick und sein gußeiserner Mann**

Jenseits der Berge im Norden des Tales Mo herrschte ein böser König namens Finsterblick, dessen Volk in Höhlen und Bergwerken lebte und Eisen und Zinn aus den Felsen schürfte und in Barren goß. Diese Barren brachten sie weg und verkauften sie für Geld.

König Finsterblick haßte den Monarchen von Mo und dessen ganzes Volk, weil sie so glücklich lebten und sich nichts aus Geld machten, und er hätte seine Armee in das Tal gesandt, um das glückliche Volk, das dort lebte, zu vernichten, wenn er nicht vor den scharfen Schwertern Angst gehabt hätte, die dort auf ihren Bäumen wuchsen und die sie so gut gegen ihre Feinde zu gebrauchen wußten.



Deshalb dachte König Finsterblick lange Zeit nach, wie er das Tal Mo vernichten könne, ohne selbst etwas abzukriegen, und schließlich verfiel er auf einen Plan, von dem er glaubte, daß er gelingen werde.

Er holte alle seine Mechaniker heran und ließ sie einen großen Mann aus Gußeisen bauen, mit einer Maschinerie im Innern. Wenn er aufgezogen war, konnte der Gußeiserne Mann brüllen und mit den Augen rollen und mit den Zähnen knirschen und durch das Tal marschieren, wobei er dort, wo er entlangging, Bäume und Häuser in den Boden stampfte. Denn der Gußeiserne Mann war so hoch wie eine Kirche und so schwer, wie ihn Eisen machen konnte, und jeder seiner Füße war so groß wie eine Scheune.

Es brauchte lange Zeit, diesen Mann zu bauen, wie du dir vorstellen kannst, aber König Finsterblick war so fest entschlossen, das schöne Tal Mo zu zerstören, daß er seine Leute Tag und Nacht arbeiten ließ, und endlich war der Gußeiserne Mann bereit, aufgezogen und auf seine Vernichtungsreise geschickt zu werden.

Sie stellten ihn oben auf den Berg, mit dem Gesicht auf das Schöne Tal gerichtet, und begannen, ihn aufzuziehen. Dazu brauchten hundert Mann eine ganze Woche; aber schließlich war er fest aufgezogen, und der böse König Finsterblick stand bereit, auf die Feder zu drücken, die den Gußeisernen Mann in Bewegung setzte.

„Eins – zwei – drei!“ sagte der König und berührte mit dem Finger die Feder.

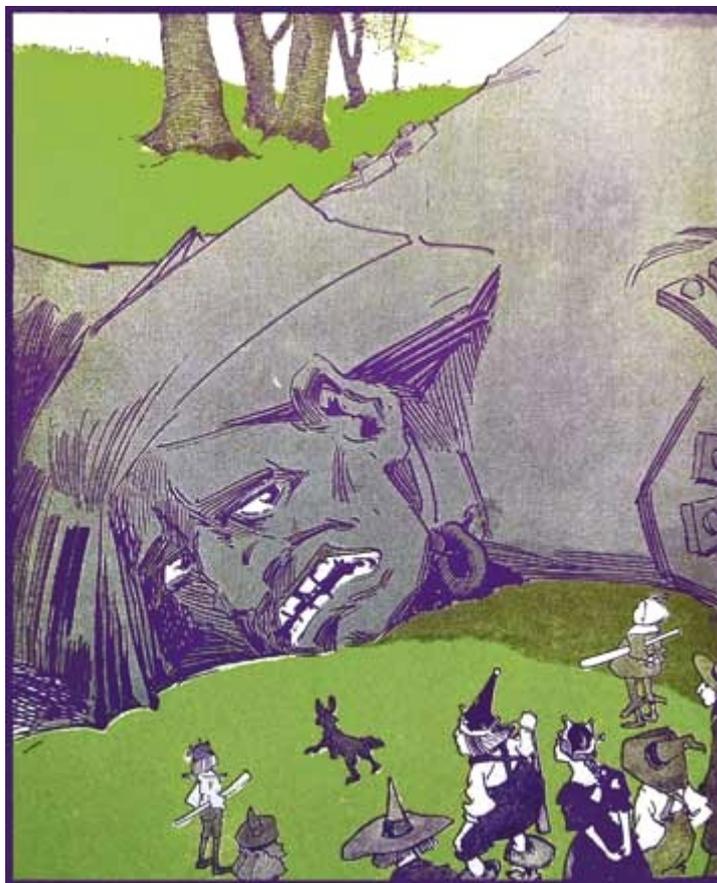
Der Gußeiserne Mann brüllte so fürchterlich, daß er selbst die Männer erschreckte, die ihn gebaut hatten; und dann rollte er mit den Augen, bis sie Funken sprühten, und knirschte mit den Zähnen, bis das Geräusch wie Donner klang.

Im nächsten Moment hob er einen großen Fuß und schritt vorwärts, wobei er fünfzig Bäume zermalmte, die im Weg standen, und dann ging er weiter und schritt den Berg hinunter, alles in seinem Weg zerstörend, und näherte sich mit jedem Schritt dem Schönen Tal Mo.

An diesem Tag spielten der König und sein Volk Ball, und der Hund war Schiedsrichter. Plötzlich – Prinz Immerfroh hatte gerade ein Tor erzielt und alle applaudierten ihm – dröhnte ihnen ein fürchterliches Gebrüll in den Ohren und sie hörten ein mächtiges Zerkrachen von Bäumen auf dem Berghang und sahen einen ungeheuren Mann sich dem Tal nähern.

Die Leute waren so erschrocken, daß sie ganz still standen, vor Überraschung und Schrecken völlig unfähig, sich zu rühren, aber der Hund rannte mit aller Kraft zum Berg hin, um zu sehen, was los war.

Gerade als der Hund den Fuß des Berges erreichte, kam der Gußeiserne Mann stampfend heran und betrat das Tal, wo er im Nu ein großes Beet mit Liebesknochen und eine ganze Anlage mit reifen Kürbistorten ruinierte. Tatsächlich wäre bald das gesamte Tal zerstört worden, wäre nicht der Gußeiserne Mann mit seiner Zehe gegen den Hund gestoßen und flach aufs Gesicht gefallen, so daß er brüllend und zähneknirschend, aber unfähig, weiteres Unheil anzurichten, dalag.



Sofort erholten sich der König und sein Volk von ihrem Schrecken und versammelten sich um ihren hingestreckten Feind, wobei sie sich über seine gewaltige Größe und Stärke wunderten.

„Wenn du ihm nicht ein Bein gestellt hättest,“ sagte der König zum Hund, „hätte dieser Riese gewiß mein Reich zerstört. Was meinst du, wer so böse war, dieses Ungeheuer zu schicken, um uns zu zermalmen?“

„Das muß König Finsterblick gewesen sein,“ behauptete der Hund, „denn niemand sonst würde euch schaden wollen, und der Riese kam aus der Richtung, wo das Land des bösen Königs liegt.“

„Ja,“ erwiderte der König nachdenklich, „es muß wirklich Finsterblick gewesen sein, und es war eine sehr unfreundliche Tat, denn wir haben ihm nie in irgendeiner Weise geschadet. Aber was sollen wir mit diesem großen Mann machen? Wenn er hiergelassen wird, erschreckt er alle Kinder mit seinem Gebrüll, und keine der Damen wird zu diesem Ende des Tals spazieren wollen. Er ist so schwer, daß wir alle zusammen ihn nicht anheben können, und selbst wenn wir es könnten, hätten wir keinen Platz, ihn dorthin zu tun, wo er aus dem Weg ist.“

Das was allerdings richtig; deshalb setzten sich alle in einem Kreis um den Gußeisernen Mann und dachten über die Angelegenheit eine Stunde lang nach.

Dann fragte der Monarch feierlich, wie es der Wichtigkeit der Situation entsprach:

„Ist jemand eine Methode eingefallen, ihn loszuwerden?“

Die Leute schüttelten ernst den Kopf und dachten eine weitere Stunde lang tief nach. Am Ende dieser Zeit lachte plötzlich der Hund und rief mit einer so lauten Stimme, daß sie zusammenschrakten:

„Mir ist eine Methode eingefallen!“

„Gut!“ rief der König. „Laß uns deinen Plan hören.“

„Ihr seht,“ erklärte der Hund, „daß der Gußeiserne Mann jetzt auf dem Gesicht liegt. Wenn wir ihn auf den Rücken drehen und ihn dann wieder auf die Füße stellen können, hätten wir ihn umgedreht und er würde geradewegs dorthin zurückmarschieren, von wo er hergekommen ist, und uns nichts weiter tun.“

„Das ist eine prächtige Idee,“ erwiderte der König. „Aber wie können wir ihn auf den Rücken drehen oder aufstehen lassen?“

Das brachte sie alle für eine Weile in Verlegenheit, aber zuguterletzt tat Prinz Denkmalnach, der ein sehr gewitzter junger Mann war, seine Bereitschaft kund, die Aufgabe zu übernehmen.

„Als erstes bringt mir eine Feder,“ befahl der Prinz.

Der königliche Kammerherr suchte herum und fand für ihn bald eine lange, flaumige Feder. Die nahm der Prinz in die Hand, näherte sich dem Gußeisernen Mann und kitzelte ihn mit dem Ende der Feder unter dem linken Arm.

„Huch!“ sagte der Gußeiserne Mann, sprang in die Höhe und rollte völlig herum, so daß er auf dem Rücken lag.

„Hurra!“ schrie das Volk und klatschte vor Freude über diese gelungene List in die Hände, „der Prinz ist wirklich sehr klug!“

Prinz Denkmalnach nahm den Hut ab und verbeugte sich zum Dank für das Kompliment höflich vor ihnen. Dann sagte er:

„Bringt mir eine Nadel.“



Da brachte ihm Gnugsagt eine Nadel mit sehr feiner Spitze, und der Prinz nahm sie und ging zu dem Gußeisernen Mann und stach ihm mit der Nadelspitze fest in den Rücken.

„Huch!“ schrie der Gußeiserne Mann wieder und hüpfte im selben Moment so hoch, daß er senkrecht auf die Füße sprang. Aber wie sie jetzt zu ihrer Freude sahen, stand er gegen die Berge statt gegen das Tal gerichtet. Sobald der Gußeiserne Mann aufrecht stand, begann die Maschinerie wieder zu arbeiten, und er marschierte mit großen Schritten den Berghang hinauf und hinüber in das Reich des bösen Finsterblick, wo er den König und sein ganzes Volk zerstampfte und, wo er auch lang ging, das Land verwüstete.

Und das war die Strafe dafür, daß sie auf das gute Volk von Mo neidisch waren.

Was das Schicksal des Gußeisernen Mannes betrifft, so war er derart fest aufgezogen, daß er geradeaus weiterlief, bis er das Meer erreichte, wo er ins Wasser schritt, auf den Meeresgrund sank und im Schlamm feststak.

Und ich zweifle nicht daran, daß er dort bis zum heutigen Tag ist.



## Die siebente Überraschung

### Timtom und die Prinzessin Torteletta

Von allen Töchtern des Monarchen die bei weitem schönste war die Prinzessin Torteletta. Das tiefe Blau ihrer Augen machte sogar den Himmel neidisch, und die Moorsröschchen erröteten, wenn sie das zarte Blühen auf ihren Wangen sahen. Die langen Strähnen ihres seidigen Haars waren heller als Sonnenstrahlen, während ihre Ohren zwei winzigen rosa Muscheln von der Meeresküste glichen. Tatsächlich gab es niemanden im ganzen Tal, der so entzückend und hübsch war wie Prinzessin Torteletta, und viele junge Männer hätten sie geliebt, wenn sie es gewagt hätten. Aber ach! die Prinzessin hatte eine höchst schreckliche Laune und war nie über irgend etwas erfreut; deshalb hatten die jungen Männer, und selbst die alten, Angst, sich ihr zu nähern.

Sie schimpfte von morgens bis abends; sie stampfte vor Wut mit dem niedlichen Fuß, wenn jemand etwas zu ihr sagte; und wenn ihre Brüder manchmal versuchten, vernünftig mit ihr zu reden, ohrfeigte sie sie so heftig, daß sie froh waren, von ihr wegzukommen. Selbst die gute Königin konnte Torteletta nicht so gern haben wie ihre anderen Kinder, und der König seufzte oft, wenn er an die häßliche Veranlagung seiner schönen Tochter dachte. Natürlich machte sich niemand viel aus ihrer Gesellschaft, und sie saß den ganzen Tag in ihrem Zimmer und lehnte es ab, bei den Scherzen und Spielen der anderen mitzumachen, und wurde immer launischer und übler gestimmt, je älter sie wurde.



Eines Tages kam ein junger Mann an den Hof und brachte Seiner Majestät dem König eingemachte Pfirsiche. Der Jüngling hieß Timtom, und er wohnte so weit weg und kam so selten an den Hof, daß er niemals zuvor die Prinzessin Torteletta gesehen hatte.

Als er in ihre süßen blauen Augen blickte, liebte er sie sofort wegen ihrer Schönheit, und da er sowohl mutig als auch keck war, ging er direkt zum König und hielt um Tortelettas Hand an.

Seine Majestät war natürlich von einem so seltsamen Wunsch überrascht; deshalb sagte er zu dem jungen Mann:

„Was sagt die Prinzessin? Liebt sie dich?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Timtom, „denn ich habe niemals mit ihr gesprochen.“

„Nun,“ sagte der König, sehr erstaunt über die Ignoranz und Verwegenheit des Jünglings, „sprich mit meiner Tochter über die Sache und dann komm zurück und sage mir, was sie erwidert.“

Timtom ging sofort in das Zimmer, in dem Prinzessin Torteletta übellaunig herumsaß, und sagte kühn:



„Ich möchte dich heiraten.“

„Was!“ kreischte die Prinzessin voller Wut, „mich heiraten! Geh sofort weg, du unverschämter Bengel, oder ich werfe dir meinen Schuh an den Kopf!“

Timtom wahr sowohl überrascht als auch empört über diesen Ausbruch, aber er erkannte, daß die Prinzessin eine bemerkenswert schlechte Laune hatte. Dennoch ließ er nicht von seiner Absicht, denn die Prinzessin war so hübsch, daß er den Versuch, sie zu gewinnen, nicht aufgeben wollte.

„Sei nicht zornig, denn ich liebe dich,“ bat er und sah tapfer in Tortelettas blaue Augen.

„Mich lieben?“ wiederholte die überraschte Prinzessin, „das ist nicht möglich! Jeder haßt mich.“

„Man haßt nicht dich,“ wagte Timtom zu sagen, „man haßt deine Laune.“

„Aber meine Laune und ich sind eins,“ antwortete die Prinzessin barsch, wobei sie mit dem Fuß stampfte.

„Das ist gewiß nicht so,“ entgegnete der junge Mann, „denn ich liebe ganz sicher *dich*, und deine Laune liebe ich kein bißchen, Glaubst du nicht, daß du mich lieben könntest?“

„Vielleicht, wenn du meine schlechte Laune heilen könntest; aber meine Laune will es nicht erlauben, daß ich irgend jemanden liebe. Ich glaube vielmehr, daß ich gezwungen sein werde, dir Ohrfeigen zu versetzen, wenn du nicht sofort verschwindest!“

Es schien keine Hilfe für sie zu geben; so verließ Timtom traurig das Zimmer, ging zum König und erzählte ihm, was sie gesagt hatte.

„Das ist dann das Ende der Angelegenheit,“ erklärte der König, „denn niemand kann Torteletta von ihrer schlechten Laune heilen.“

„Ich bin dennoch entschlossen, es zu versuchen,“ erwiderte Timtom, „und wenn es mir gelingt, müßt Ihr mir die Prinzessin zur Frau geben.“

„Das will ich, und meinen Segen noch dazu,“ antwortete der König herzlich.

Dann verließ Timtom den Königshof und ging zurück zum Haus seines Vaters, wo er über das Problem acht Tage lang nachdachte. Am Ende dieser Zeit war er der Lösung nicht näher als vorher, aber seine Mutter, die bemerkt hatte, daß ihr Junge in Schwierigkeiten war, kam und fragte ihn nach der Ursache seines traurigen Aussehens. Timtom erzählte ihr alles über die Prinzessin Torteletta und seine Liebe zu ihr und von der üblen Laune, die nicht geheilt werden konnte.

Seine Mutter äußerte ihr Mitgefühl, und nach einigem Nachdenken sagte sie zu ihm: „Du mußt zur Zauberin Maëtta gehen und sie um Hilfe bitten. Sie ist gütig und mit der ganzen Königsfamilie befreundet. Ich bin ganz sicher, daß sie dir helfen wird, wenn du den Weg zu ihrem Schloß findest.“

„Wo ist das Schloß?“ fragte Timtom, dessen Miene sich aufhellte.

„Unten im Süden, mitten in einem dichten Wald,“ antwortete seine Mutter.

„Wenn es dieses Schloß gibt,“ sagte er fest und bestimmt, „werde ich es sicher finden, denn Torteletta zu gewinnen ist meine einzige Hoffnung, glücklich zu werden.“

Am nächsten Tag machte er sich auf die Reise, voller Hoffnung, Maëttas Schloß zu finden und ihre Hilfe zu erlangen.

Bevor er noch sehr weit gekommen war, begann ein Schneesturm zu toben. Nun sind die Schneestürme in Mo anders als bei uns, denn der Schnee ist Popcorn, und an diesem Tag fiel es so dicht und rasch, daß der arme Timtom große Mühe hatte, hindurchzuwaten. Er war genötigt, häufig anzuhalten, um sich auszuruhen, und er aß eine große Menge des Popcorns, das ihn auf seinem Weg behinderte, denn es war schön gebuttert und gesalzen.

Endlich hörte es zu seiner Freude auf zu schneien und er konnte mühelos weiterwandern, bis er zum Nadelfluß kam.

Als er auf diesen Fluß schaute, war er fast entmutigt und es fiel ihm keine Möglichkeit ein, hinüberzukommen; denn an Stelle von Wasser floß ein ununterbrochener Strom spitzer, glitzernder Nähnadeln.

Er setzte sich ans Ufer und fragte sich, was er tun sollte, als zu seinem Erstaunen eine kleine, aber scharfe und unangenehme Stimme zu ihm sagte:

„Wo gehst du hin, Fremder?“

Timtom sah hinunter auf seine Füße und erblickte eine schwarze Spinne, die auf einem Grashalm saß und ihn neugierig betrachtete.

„Ich bin auf dem Weg, die Zauberin Maëtta zu besuchen,“ erwiderte Timtom, „aber ich kann den Nadelfluß nicht überqueren.“

„Die Nadeln sind sehr spitz und würden im Nu tausend Löcher in dich bohren,“ sagte die Spinne nachdenklich. „Aber vielleicht kann ich dir helfen. Wenn du bereit bist, mir auch einen Gefallen zu tun, will ich dir gern eine Brücke bauen, damit du den Fluß sicher überqueren kannst.“

„Was für einen Gefallen?“ fragte er.

„Ich habe ein Auge verloren, und du mußt die Zauberin bitten, mir ein neues zu geben, denn ich kann nur halb so gut sehen wie früher.“

„Das will ich gern für dich tun,“ sagte Timtom.

„Sehr gut; dann werde ich dir eine Brücke bauen,“ versprach die Spinne, „aber wenn du das Auge nicht bei dir hast, wenn du zurückkommst, werde ich die Brücke zerstören und du wirst niemals mehr nach Hause gelangen können.“

Der junge Mann erklärte sich damit einverstanden, denn er war begierig, weiterzukommen. Da warf die Spinne einen Faden über den Fluß und dann noch einen und noch einen, bis sie eine Brücke aus Spinnweben gebaut hatte, die stark genug für Timtom war, um hinüberzugehen.

Sie bog sich durch und schwankte, als sich sein Gewicht auf der dünnen Brücke befand, aber sie riß nicht, und nachdem er sicher drüben war, dankte er der Spinne und erneuerte sein Versprechen, das Auge mitzubringen. Dann eilte er weiter, denn er hatte an dem Fluß viel Zeit verloren.

Aber zu seinem Schrecken kam der junge Mann kurz darauf an einen tiefen Abgrund, der seinen Weg so vollständig versperrte, wie es der Nadelfluß getan hatte. Er spähte hinunter und sah, daß er keinen Boden hatte, sondern bis zur anderen Seite der Erde offen war. Hier war ein Hindernis, das wohl den kühnsten Wanderer entmutigen konnte, und Timtom war so betrübt, daß er sich am Rand hinsetzte und vor Enttäuschung weinte.

„Was hast du für Kummer?“ fragte eine sanfte Stimme in sein Ohr.

Der Jüngling drehte den Kopf und sah einen schönen weißen Vogel neben sich sitzen.

„Ich möchte das Schloß der Zauberin Maëtta in einer sehr wichtigen Angelegenheit besuchen,“ erwiderte er, „aber ich kann nicht über den Abgrund gelangen.“

„Ich könnte dich mit Leichtigkeit hinübertragen,“ sagte der Vogel, „und werde es gern machen, wenn du versprichst, mir dafür einen Gefallen zu tun.“

„Was für einen Gefallen?“ fragte Timtom.

„Ich habe mein Lied vergessen, weil ich lange Zeit Halsweh hatte,“ erwiderte der Vogel. „Ich kann deshalb versuchen, was ich will – keine einzige Note kann ich singen. Wenn du einverstanden bist, mir ein neues Lied von der Zauberin mitzubringen, werde ich dich über den Abgrund tragen und zurück, wenn du wiederkommst. Wenn du aber das Lied nicht mitbringst, werde ich dich nicht wieder zurücktragen.“

Timtom stimmte diesem Handel freudig zu, und dann wurde er, auf dem Nacken des Vogels sitzend, sicher über den tiefen Abgrund gebracht.

Nachdem er seine Reise für eine Stunde ohne weitere Unterbrechung fortgesetzt hatte, sah er vor sich den Rand eines großen Waldes, und er wußte, daß mitten in diesem Wald Maëtta's Schloß stand.

Da glaubte er, daß seine Schwierigkeiten ein Ende hätten, und er wanderte eifrig weiter, bis er den Wald erreichte. Wie groß war jetzt der Schreck des Jünglings, als er auf der einen Seite des Weges einen großen Löwen entdeckte, sich niederduckend bereit, jeden anzuspringen, der es wagte, den Wald zu betreten, während auf der anderen Seite ein riesiger Tiger gleicherweise bereit war, jeden Eindringling anzugreifen. Die wilden Bestien knurrten schrecklich und ihre Augen glühten wie Feuerbälle.

Timtom wäre gern umgekehrt, wenn es nur möglich gewesen wäre, denn sein Herz war voller Furcht. Aber er dachte daran, daß er ohne das Lied für den Vogel und ohne das Auge für die Spinne niemals sein Zuhause erreichen konnte. Er dachte auch an das hübsche Gesicht der Prinzessin Torteletta, und das gab ihm Mut. Entschlossen, wenn nötig lieber zugrunde zu gehen als bei seinem Abenteuer zu versagen, ging der Jüngling kühn vorwärts, und als er nahe bei den knurrenden Wächtern war, machte er einen Satz und stürmte in den Wald.



Im selben Moment sprang von der einen Seite der Löwe auf ihn zu und von der anderen der Tiger, und sie hätten ihn zweifellos verschlungen, wäre nicht gerade da Timtom ausgerutscht und flach auf die Erde gefallen. Darum trafen sich der Löwe und der Tiger mitten in der Luft, und da jeder dachte, daß er Timtom gepackt hatte, versuchte er, ihn in Stücke zu reißen mit dem Ergebnis, daß sie in kurzer Zeit an seiner Statt sich gegenseitig verschlungen hatten.

Der Jüngling durchschritt jetzt rasch den Wald und kam ausgezeichnet voran, bis er an eine hohe Mauer aus Jaspis gelangte, die ihm vollständig den Weg versperrte. Sie war so glatt wie Glas, und Timtom sah keine Möglichkeit, hinüberzuklettern.



Als er dastand und sich fragte, wie er dieses neue Hindernis überwinden könne, hoppelte ein graues Kaninchen aus den Büschen und fragte:

„Wo möchtest du hin, Fremder?“

„Zum Schloß der Zauberin Maëtta,“ antwortete Timtom.

„Nun, vielleicht kann ich dir helfen,“ sagte das Kaninchen. „Ich brauche dringend einen neuen Schwanz, denn mein alter ist nur ein Stummel und völlig nutzlos gegen die Fliegenplage. Wenn du so freundlich sein willst, mir einen Schwanz von der Zauberin Maëtta zu besorgen – einen langen, schönen, buschigen Schwanz –, will ich die Mauer untergraben und dir einen Gang zur anderen Seite machen.“

„Es wird mir ein Vergnügen sein, dir zu Gefallen den Schwanz mitzubringen,“ erklärte Timtom eifrig.

„Sehr gut; dann sollst du sehen, wie schnell ich arbeiten kann,“ entgegnete das Kaninchen. Sofort fing es an, mit seinen kleinen Pfoten zu graben, und in ganz kurzer Zeit hatte es ein Loch gemacht, das für Timtom groß genug war, um unter der Mauer durchzukriechen.

„Wenn du den Schwanz nicht mitbringst,“ sagte das Kaninchen warnend, „werde ich das Loch zuschütten, so daß du nicht zurückkommen kannst.“

„Oh, ich werde den Schwanz mitbringen, keine Angst,“ antwortete der Jüngling und eilte davon zu Maëtta's Schloß, das jetzt durch die Bäume zu sehen war.

Das Schloß war aus reinweißem Marmor erbaut und war sehr groß und schön. Es stand in einem lieblichen Garten voll blauer Rosen und rosa Butterblumen, wo goldene Springbrunnen Fontänen von Diamanten und Rubinen und Smaragden und Amethysten ausspien, die alle in der Sonne so prächtig funkelten, daß Timtom die Augen vom bloßen Hinsehen wehtaten.

Er war jedoch nicht gekommen, um diese Dinge zu bewundern, so prächtig und schön sie auch waren, sondern um die Prinzessin Torteletta zu gewinnen; deshalb ging er zum Eingang des Schlosses, und da er niemanden sah, betrat er den großen Torweg und ging hindurch.

Er befand sich in einem Korridor, der mit Perlmutter ausgelegt war, wo viele elektrische Lichter in Schalen mit auserlesenen Farbtönen verborgen waren. Am anderen Ende des Korridors gab es eine Tür, die mit kostbaren Edelsteinen besetzt war.

Timtom ging bis zu dieser Tür und klopfte an. Sofort schwang sie auf und der Jüngling befand sich in einem Raum, der völlig mit Diamanten ausgekleidet war. In der Mitte stand ein großer diamantener Thron, und darauf saß Maëtta, mit einem schneeweißen Gewand bekleidet, mit einer Brillantenkrone auf dem Kopf und in der Hand ein goldenes Zepter mit einem riesigen Diamanten an der Spitze, der wie ein Feuerball glühte. Über dem Thron hing ein diamantenbesetzter Kronleuchter mit hunderten Glühbirnen, und diese ließen das

Große Diamantenzimmer so hell glitzern, daß Timtom nahezu geblendet war und seine Augen mit der Hand beschatten mußte.

Aber nach kurzer Zeit hatte er sich an den Glanz gewöhnt, und nachdem er vor den Thron getreten war, fiel er vor der Zauberin auf die Knie und bat sie eindringlich, ihm ihre Hilfe zu gewähren.



Maëtta war die schönste Frau der ganzen Welt, aber sie war ebenso huldvoll und freundlich. Deshalb lächelte sie den Jüngling hold an und forderte ihn mit der Stimme wie ein Silberglöckchen auf, sich zu erheben und sich vor sie zu setzen. Timtom gehorchte und sah sich nach einem Stuhl um, konnte aber keinen in dem Raum sehen. Die Zauberin machte eine Bewegung mit ihrem Zepter und sofort erschien an seiner Seite ein prächtiger diamantener Stuhl, auf den sich der junge Mann setzte und den er bemerkenswert bequem fand.

„Sag mir, was du wünschst,“ sprach die Zauberin mit ihrer süßen Stimme.

„Ich liebe die Prinzessin Torteletta,“ erwiderte Timtom ohne Zögern. „Sie hat aber eine so schlimme Sinnesart, daß sie es abgelehnt hat, mich zu heiraten, wenn ich sie nicht von ihrer schlechten Laune heilen kann, die nicht nur sie unglücklich macht, sondern allen in ihrer Umgebung die Freude verdirbt. Da ich von Eurer Macht und von der Güte Eures Herzens wußte, war ich so kühn, Euer Schloß aufzusuchen und Euch um Hilfe anzuflehen, ohne die ich nicht hoffen kann, meine Absicht auszuführen.“

Maëtta schwenkte das Zepter dreimal über ihrem Kopf, und zu Timtoms Füßen fiel eine goldene Pille.

„Dein Wunsch ist gewährt,“ sagte sie. „Wenn du die Prinzessin dazu bringen kannst, diese Pille zu schlucken, wird ihre üble Laune verschwinden, und ich weiß, daß sie dich von Herzen lieben wird, weil du sie geheilt hast. Bewahre die Pille sorgfältig, denn wenn sie verloren geht, kann ich dir keine neue geben. Möchtest du, daß ich dir einen anderen Wunsch erfülle, bevor du zum Königshof zurückkehrst?“

Da erinnerte sich Timtom an das Kaninchen und an den Vogel und an die Spinne und erzählte Maëtta, wie er versprochen hatte, jedem von ihnen eine Gabe mitzubringen.

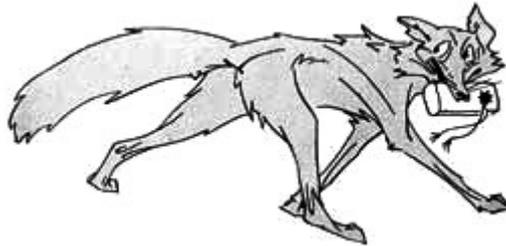
So gab ihm die freundliche Zauberin einen schönen, buschigen Schwanz für das Kaninchen und ein sehr hübsches Lied für den Vogel und ein neues scharfes Auge für die Spinne. Diese Dinge packte Timtom in eine kleine rote Schachtel und verwahrte sie sorgfältig in seiner Tasche. Aber die goldene Pille knotete er in den Zipfel seines Taschentuchs, denn sie war kostbarer als die anderen Sachen.

Nachdem er der großzügigen Zauberin für ihre Freundlichkeit gedankt und respektvoll die weiße Hand, die sie ihm hinhielt, geküßt hatte, verließ Timtom das Diamantenzimmer und befand sich bald fröhlich auf dem Heimweg.

Nach kurzer Zeit erreichte er die Jaspismauer, aber das Kaninchen war nicht zu sehen. Während er auf sein Kommen wartete, legte er sich hin, um sich auszuruhen, und war – müde von der langen Reise – bald fest eingeschlafen. Und als er schlief, stahl sich ein Schlauer Fuchs aus dem Wald und entdeckte Timtom, wie er auf der Erde lag.

„Oho!“ sagte sich der Schlaue Fuchs, „dieser junge Mann war bei der Zauberin zu Besuch, und ich wette, daß er ein schönes Geschenk von ihr in der kleinen roten Schachtel hat, die ich aus seiner Tasche lugen sehe. Ich muß versuchen, diese Schachtel zu stehlen, und sehen, was darin ist.“

Dann, während der Jüngling schlummerte, ohne die Gefahr zu ahnen, zog ihm der Schlaue Fuchs die kleine rote Schachtel vorsichtig aus der Tasche, nahm sie in die Schnauze und rannte damit weg in den Wald.



Bald danach kam das Kaninchen zurück, und als es Timtom daliegen sah, weckte es ihn und sagte:

„Wo ist mein neuer Schwanz?“

„Oh, ich habe dir einen schönen mitgebracht,“ erwiderte Timtom lächelnd. „Er ist in der kleinen roten Schachtel.“ Aber als er die Schachtel suchte, entdeckte er, daß sie gestohlen war.

Sein Kummer über den Verlust war so groß, daß er dem grauen Kaninchen leid tat.

„Ich werde niemals wieder nach Hause gelangen können,“ stöhnte er und weinte Tränen der Verzweiflung, „denn alle Geschenke, die mir Maëtta gegeben hat, sind jetzt für immer verloren!“

„Nimm's nicht so schwer,“ sagte das Kaninchen. „Ich erlaube dir, unter der Mauer durchzukriechen, ohne daß du mir den Schwanz gibst, denn ich weiß, daß du versucht hast, dein Versprechen zu halten. Ich denke, daß ich mit diesem Stummelschwanz noch eine Weile länger auskommen kann, da es ja der einzige ist, den ich besitze. Aber hüte dich, wenn du zu dem Vogel und der Spinne kommst, denn sie werden nicht so freundlich zu dir sein wie ich. Der Vogel hat überhaupt kein Herz und das Herz der Spinne ist hart wie Stein. Doch ich rate dir, nicht den Mut zu verlieren, denn wenn du tapfer und furchtlos bist, mag es dir schließlich gelingen, nach Hause zu kommen. Wenn du den Abgrund und den Nadelfluß nicht überqueren kannst, darfst du gern zurückkommen und bei mir wohnen.“

Als er das hörte, trocknete Timtom seine Tränen und dankte dem netten Kaninchen, worauf er unter der Mauer durchkroch und seine Reise fortsetzte. Während er dahinwanderte, wurde er fröhlicher, denn die goldene Pille befand sich noch immer sicher im Zipfel seines Taschentuchs.

Als er zu dem weißen Vogel kam und zu erklären begann, wie es geschah, daß er das Lied verloren hatte und sein Versprechen nicht halten konnte, wurde der Vogel sehr zornig und lehnte es ab, seine Entschuldigungen anzuhören. Er ließ sich auch nicht bewegen, Timtom wieder über den Abgrund zu tragen.



„Ich werde mein Wort halten,“ erklärte der Vogel hartnäckig, „denn ich habe dich gewarnt, daß ich es ablehnen würde, dir weiter zu helfen, wenn du ohne das Lied zurückkommst.“

Der arme Timtom war am Ende seiner Weisheit; so setzte er sich am Rande des Abgrunds hin, drehte Däumchen und versuchte, den Mut nicht zu verlieren und sich irgendeinen Plan einfallen zu lassen, während der weiße Vogel auf kühle und erhabene Weise umherstolzerte.

Nun scheint es, daß gerade zu dieser Zeit der Schlaue Fuchs seine Höhle erreichte und die kleine rote Schachtel öffnete, um zu sehen, was darin war. Das Spinnenaug, das klein war, rollte heraus in das Moos und war weg. Der Fuchs beschloß, den buschigen Schwanz selbst anzuprobieren und zu sehen, ob er ihn nicht schöner machte, und während er dies tat, entwischte das Lied aus der Schachtel und wurde vom Wind genau dorthin geweht, wo Timtom neben dem Abgrund saß.

Er hörte zufällig das Lied nahen, deshalb nahm er seinen Hut ab und fing es, worauf er dem Vogel zurief, daß er das Lied wiedergefunden habe.

„Dann werde ich mein Versprechen halten,“ sagte der Vogel. „Zuerst laß mich aber das Lied probieren und hören, ob es zu meiner Stimme paßt.“

So probierte er das Lied aus und mochte es ganz gut.

„Es hört sich wie eine komische Oper an,“ sagte der Vogel, „aber schließlich wird es meinen Zwecken sehr schön dienen.“

Eine Minute später freute sich Timtom, daß er auf der anderen Seite des Abgrunds und seinem Zuhause so viel näher war. Aber als er zum Nähnadelfluß kam, gab es weitere Schwierigkeiten für ihn, denn die Spinne wurde so wütend über den Verlust ihres Auges, daß sie die Spinnweb-Brücke einriß und es ablehnte, eine neue zu bauen.

Das war in der Tat entmutigend für den Wanderer, und er setzte sich an den Fluß und blickte sehnsüchtig nach dem anderen Ufer. Die Spinne beachtete ihn nicht, sondern rollte sich zusammen und schlief ein, und die Nadeln sahen ihn neugierig aus ihren kleinen Ösen an, während sie in einem endlosen Strom vorbeiflossen.

Nach einer Weile kam ein Zaunkönig herbeigeflogen, und als er den verzweifelten Ausdruck auf Timtoms Gesicht bemerkte, setzte sich das kleine Geschöpf auf seine Schulter und fragte:

„Was hast du für Probleme, junger Mann?“

Timtom erzählte dem teilnahmsvollen Zaunkönig seine Abenteuer, und als er zum Verlust des Spinnenauges und zur Weigerung des boshaften Tieres kam, ihn über die Brücke gehen zu lassen, rief der Zaunkönig mit augenscheinlicher Überraschung aus:

„Ein Spinnenaug, sagst du? Nun, ich glaube, so etwas habe ich hier in meiner Kralle.“

„Wo?“ schrie Timtom gespannt.

Der Zaunkönig hüpfte in seinen Schoß, und indem er eine seiner winzigen Krallen öffnete, brachte er dasselbe Spinnenaug zum Vorschein, das Maëtta Timtom gegeben hatte.

„Das ist wunderbar!“ rief Timtom erstaunt aus. „Aber wo hast du es her?“

„Ich fand es im Wald, versteckt im Moos nahe bei der Höhle des Schlaun Fuchses. Es ist so hell und funkelnd, daß ich dachte, ich könnte es für meine Kinder zum Spielen mitnehmen. Aber jetzt, da du es so sehr zu brauchen scheinst, ist es mir ein großes Vergnügen, es dir wiederzugeben.“

Timtom dankte dem kleinen Zaunkönig überschwenglich und rief die Spinne herbei, ihr Aug zu nehmen. Als die Spinne das Aug ausprobierte und merkte, daß es ausgezeichnet paßte und sogar schärfer als das alte war, wurde sie sehr höflich zu dem jungen Mann und baute gleich die Brücke wieder auf.

Nachdem er sicher über die glitzernden Nadeln gelangt war, eilte Timtom auf seinem Weg weiter, durch die Verzögerungen, die er erlitten hatte, zur Hast genötigt. Als er die Stelle erreichte, wo er in den Schneesturm geraten war, fand er, daß die Vögel das ganze Popcorn gefressen hatten, so daß er ohne Unterbrechung weiterreisen konnte.

Schließlich erreichte er den Palast des Monarchen von Mo und verlangte eine Audienz bei Prinzessin Torteletta. Aber die junge Dame, die an diesem Tag eine besonders schlechte Laune hatte, lehnte es entschieden ab, ihn zu empfangen.

Nachdem er so viele Hindernisse überwunden hatte, beabsichtigte Timtom nicht, an einem launischen Mädchen zu scheitern; deshalb ging er keck in das Gemach, wo die Prinzessin allein saß, da alle Angst hatten, ihr zu nahe zu kommen.



„Guten Tag, meine liebe Torteletta,“ sagte er freundlich, „ich bin gekommen, deine schlechte Laune zu heilen.“

„Ich will nicht geheilt werden!“ rief die Prinzessin zornig. „Verschwinde sofort, oder ich werde dir eins verpassen!“

„Ich werde nicht verschwinden, bevor du versprochen hast, mich zu heiraten,“ erwiderte Timtom standhaft.

Daraufhin fing Torteletta an, vor Wut zu kreischen, und warf ihren Schuh genau nach seinem Kopf. Timtom wich ihm aus und achtete nicht auf die Ungezogenheit, sondern fuhr fort, die hübsche Prinzessin lächelnd anzublicken. Als sie das sah, stürzte Torteletta vorwärts, packte ihn beim Haar und begann mit aller Kraft, daran zu ziehen. Gleichzeitig öffnete sie den Mund, um zu schreien, und als er offen war, warf ihr Timtom die goldene Pille in den Hals



Sofort ließ die Prinzessin sein Haar los und sank schluchzend und zittern ihm zu Füßen, wobei sie ihr hübsches Gesicht mit den Händen bedeckte, um ihre Scham und ihr Erröten zu verbergen.

Timtom tätschelte ihren gesenkten Kopf und versuchte, sie zu trösten, indem er sagte: „mein Schatz, denn die schlechte Laune hat dich endlich verlassen und jedermann wird dich jetzt von Herzen lieben.“

„Kannst du mir verzeihen, daß ich so ungezogen gewesen bin?“ fragte Torteletta und sah mit ihren süßen blauen Augen bittend zu ihm auf.

„Ich habe dir schon verziehen,“ antwortete Timtom prompt, „denn nicht du warst es, sondern die Laune, die dich so ungezogen gemacht hat.“

Prinzessin Torteletta trocknete ihre Tränen und küßte Timtom, wobei sie versprach, ihn zu heiraten, und zusammen gingen sie den König und die Königin aufsuchen. Die guten Leute waren sehr entzückt über die Veränderung ihrer Tochter und stimmten sofort der Verlobung zu.

Eine Woche später gab es ein großes Fest im Tal Mo und viel Freude beim Volk, denn es war der Hochzeitstag von Timtom und der Prinzessin Torteletta.

## *Die achte Überraschung*

### **Die Tapferkeit des Prinzen Immerfroh**

Es gibt kein Land, welches so entzückend wäre, daß es nicht unter manchen Unerfreulichkeiten litte, und so war es auch mit dem Tal Mo. Zuzeiten waren die guten Leute gezwungen, ihre Spiele und Vergnügungen sein zu lassen und sich gegen einen Feind oder irgendein drohendes Unglück zu verteidigen. Aber es gab eine Gefahr, die sie niemals vermutet hatten und die dann ganz plötzlich über sie hereinbrach.

Fern am östlichen Ende des Tals befand sich eine unwirtliche Ebene, die völlig aus Hutzucker bestand und mit Blöcken aus Kandis bedeckt war, welche sich in großen Massen bis nahe an den Fuß der Berge auf-türmten und viele Höhlen und Nischen enthielten.

Die Leute kamen selten hin, weil nichts sie dazu verlockte, denn der Kandis war sehr hart und schwierig zu begehren.

In einer der großen Höhlungen, die von dem Kandis gebildet wurden, und von den Wänden dieser Höhle vollständig eingeschlossen, lebte ein ungeheurer Kicherbrüll. Er war in so vielen Jahren gewachsen und ge-wachsen, daß er eine enorme Größe erreicht hatte.

Für den Fall, daß du nicht weißt, was ein Kicherbrüll ist, werde ich dir diesen einen beschreiben. Sein Kör-per war rund wie der einer Schildkröte und auf seinem Rücken war ein dicker Panzer. Aus der Mitte des Rumpfes wuchs ein langer Hals heraus, dem einer Gans sehr ähnlich, mit einem sehr gräßlich aussehenden Kopf obendrauf. Dieser Kopf war kugelrund und hatte vier Mäuler an den Seiten und sieben Augen, die im Kreis angeordnet waren und mehrere Zentimeter vom Kopf abstanden. Der Kicherbrüll lief auf zehn kurzen, aber dicken Beinen, und vorn an seinem Körper waren zwei lange Arme mit Scheren ähnlich denen eines Hummers. Diese Scheren waren so scharf und stark, daß das Untier einen Baum leicht entzweikneifen konn-te. Seine Augen waren bemerkenswert leuchtend und glitzernd, wobei eines rot war, ein anderes grün, und die übrigen gelb, blau, schwarz, purpurn und karmesinfarben.

Es war ein Ungeheuer, so scheußlich anzusehen – nur hatte es noch niemand gesehen, denn es war im Ge-fängnis seiner Höhle aufgewachsen.

Aber eines Tages wurde der Kicherbrüll so groß und stark, daß er beim Umdrehen die Wände der Höhle nie-derbrach, und als das Ungeheuer sich in Freiheit fand, lief es in das liebliche Tal Mo, um zu sehen, wieviel Böses es anrichten konnte.

Das erste, zu dem der Kicherbrüll kam, war ein großer Garten mit eingemachten Aprikosen, und nachdem er eine große Menge von dem Eingemachten gefressen hatte, zwickte er mutwillig die Bäume mit seinen schar-fen Scheren ab und verdarb sie völlig. Warum der Kicherbrüll das getan hat, kann ich nicht sagen, aber die Wissenschaftler meinen, daß diese Geschöpfe von Natur aus zerstörerisch sind und es lieben, alles was ihnen in den Weg kommt, kaputt zu machen.

Einer der Leute war gerade in der Nähe und beobachtete das Ungeheuer bei seinen schrecklichen Taten; dar-auf rannte er voller Schreck zum König und erzählte ihm, daß der Kicherbrüll über sie gekommen und bereit

war, das ganze Tal zu zerstören. Obwohl niemand zuvor einen Kicherbrüll gesehen oder auch nur von ihm gehört hatte, war die Nachricht so ernst, daß in kurzer Zeit der König und viele seines Volks zu der Stelle kamen, wo sich das Ungeheuer befand; vorher hatten sich alle hastig mit Schwertern und Speißen bewaffnet.

Als sie aber den Kicherbrüll erblickten, hatten sie Angst und standen da und starrten ihn furchtsam an, ohne zu wissen, was sie tun sollten oder wie sie ihn angreifen mußten.

„Wer von uns kann hoffen, dieses große Biest zu besiegen?“ fragte der König bestürzt. - Doch irgendetwas muß getan werden, sonst haben wir bald keinen Baum mehr im ganzen Tal Mo stehen.“



Die Leute sahen einander ängstlich an, aber niemand meldete sich freiwillig oder offerierte dem Monarchen einen Rat, was zu tun sei.

Schließlich trat Prinz Immerfroh, der das Ungeheuer eifrig beobachtet hatte, vor und bot an, allein gegen den Kicherbrüll zu kämpfen.

„In einer solchen Angelegenheit,“ sagte er, „ist ein Mann so gut wie ein Dutzend. Deshalb sollt ihr alle zurücktreten, während ich zusehe, wo das Biest am besten angegriffen werden kann.“



„Ist dein Schwert scharf?“ fragte sein Vater, der König, besorgt.

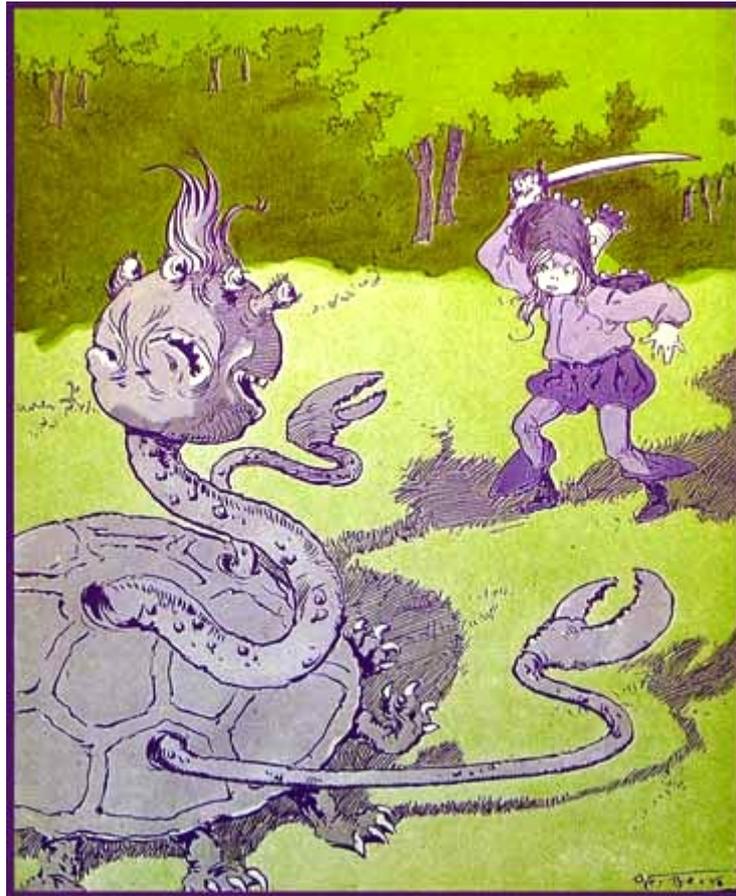
„Es war das schärfste am Baum,“ erwiderte der Prinz. „Wenn es mir nicht gelingt, das Ungeheuer zu töten, kann es wenigstens mich nicht umbringen, obwohl es mir einige Unannehmlichkeiten bereiten kann. In jedem Fall müssen unsere Bäume gerettet werden; deshalb will ich mein Bestes tun.“

Mit diesen mannhaften Worten schritt er geradewegs auf den Kicherbrüll zu, der, als er ihn kommen sah, seinen langen Hals auf und ab bewegte und seinen Kopf herumwirbelte, damit alle sieben Augen einen Schimmer vom Feind erhaschen konnten.

Nun mußst du dich, wenn du das Folgende liest, daran erinnern, daß kein Einwohner des Tales Mo jemals von irgend etwas getötet werden kann. Wenn einer in Stücke gehauen ist, leben die Stücke immer noch; und obwohl es seltsam scheint, wirst du – wenn du jemals dieses merkwürdige Tal besuchst – finden, daß es wahr ist. Vielleicht war es die Kenntnis dieser Tatsache, die den Prinzen Immerfroh so mutig machte.

„Wenn es mir nur gelänge, diesen gräßlichen Kopf mit dem Schwert abzuschlagen,“ dachte er, „wird das Biest sicher sterben.“

Dann stürmte der Prinz vorwärts und führte einen mächtigen Hieb gegen den Hals des Kicherbrülls, aber der Schlag ging fehl und trennte stattdessen eines der zehn Beine ab. Schnell wie der Blitz streckte das Ungeheuer eine Schere aus und zwickte den Arm des Prinzen, der das Schwert hielt, vom Körper ab. Als das Schwert herunterfiel, ergriff es der Prinz mit der anderen Hand und schlug wieder zu, aber er traf nur den Panzer des Biests und tat ihm nichts.



Jetzt war der Kicherbrüll sehr wütend und zwickte sofort mit einer seiner Klauen den linken Arm des Prinzen und mit der anderen seinen Kopf ab. Der Arm fiel auf den Boden und der Kopf rollte einen kleinen Hügel hinunter bis hinter einige Bonbonbüsche. Der Prinz, der beide Arme und obendrein den Kopf verloren hatte, gab den Kampf auf und wandte sich zur Flucht, weil er wußte, daß es töricht wäre, dem Ungeheuer weiter Widerstand zu leisten. Aber der Kicherbrüll jagte ihm nach, und seine neun Beine trugen ihn so geschwind voran, daß er den Prinzen bald eingeholt hatte und ihm beide Beide abzwackte.

Dann wandte sich der Kicherbrüll, wobei seine sieben Augen vor Wut blitzten, gegen die übrigen Leute, als suchte er einen neuen Gegner; aber die tapferen Männer von Mo, da sie den traurigen Zustand ihres Prinzen sahen und Angst vor den schrecklichen Scheren an den Armen des Biests hatten, beschlossen wegzurennen; und das taten sie auch, indem sie laute Schreckensrufe ausstießen.

Hätten sie jedoch zurückgeblickt, wären sie wohl weder so schnell noch so weit gerannt; denn als der Kicherbrüll ihre Schreie hörte, fürchtete sich wiederum er, weil er sein ganzes Leben lang an Stille gewöhnt war, und er eilte davon zu seiner Kandishöhle und versteckte sich zwischen den Blöcken.



Als Prinz Immerfrohs Kopf zu kullern aufhörte, öffnete er die Augen und sah sich um, konnte aber niemanden sehen, weil die Leute und der Kicherbrüll jetzt weg waren. Unfähig, sich zu bewegen, beschloß er darum, eine Weile still zu liegen, und das war kein angenehmer Zustand für einen lebhaften jungen Mann wie den Prinzen. Freilich, er konnte ein bißchen mit den Ohren wackeln und mit den Augen zwinkern, aber das war die Grenze seiner Möglichkeiten. Weil er fröhlich veranlagt war und sich gern amüsieren wollte, fing er nach ein paar Minuten an, ein populäres Lied zu pfeifen, und da er die Melodie interessant fand, piff er sie darauf noch einmal mit Variationen.

Das linke Bein des Prinzen, das nicht weit entfernt lag, hörte sein Pfeifen, und weil es die Variationen erkannte, rannte es zu dem Kopf.

„Gut,“ sagte der Prinz, „hier ist auf jeden Fall ein Teil von mir. Wo mag nur der Rest von mir sein!“

In diesem Moment rannte das rechte Bein, das seine Stimme hörte, zum Kopf hin.

„Wo ist mein Rumpf?“ fragte der Prinz. Aber die Beine wußten es nicht.

„Nehmt meinen Kopf auf und setzt ihn oben auf die Beine,“ fuhr der Prinz fort, „dann können wir, mit meinen Augen und euren Füßen, herumsuchen, bis wir den Rest von mir finden.“



Die Beine gehorchten diesem Befehl: sie nahmen den Kopf und liefen los; und vielleicht kannst du dir vorstellen, wie komisch der Kopf des Prinzen auf den Beinen sitzend aussah, ohne Körper und Arme.

Nach sorgfältigem Suchen fanden sie den Rumpf am Fuße eines Krabbensalatbaums auf dem Boden liegen. Aber ohne die Arme konnte nicht mehr getan werden; deshalb suchten sie zunächst diese, und als sie sie gefunden hatten, traten die Beine sie dorthin, wo der Rumpf lag.

Die Arme nahmen jetzt den Kopf von den Beinen herunter und setzten die Beine an den Rumpf, wo sie auch hingehörten. Dann steckte der rechte Arm den linken an seinen Platz, danach hob der linke Arm den rechten auf und setzte auch ihn da an, wo er hingehörte. Dann blieb für den Prinzen nur noch übrig, seinen Kopf auf die Schultern zu setzen, und da stand er – so gut wie neu!

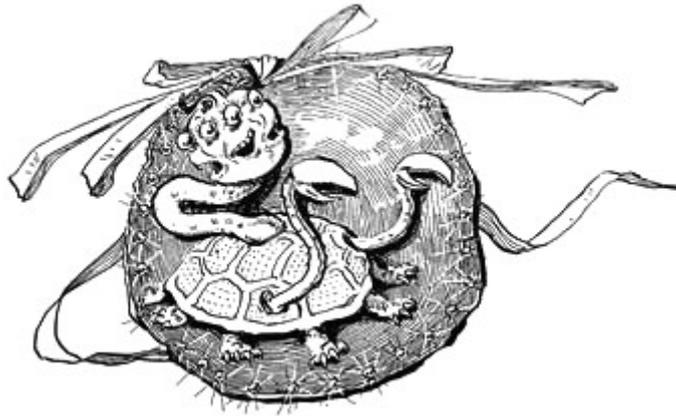
Er hob sein Schwert auf und tastete sich gerade überall ab, um zu sehen, ob er richtig zusammengesetzt war, als er zufällig aufblickte und den Kicherbrüll wieder auf sich zukommen sah. Das Biest hatte sich von seinem Schrecken erholt und, durch seinen ersten Erfolg verlockt, sich wieder hervorgewagt.

Aber Prinz Immerfroh hatte nicht die Absicht, sich ein zweites Mal in Stücke schneiden zu lassen. Er kletterte schnell auf einen Baum und versteckte sich in den Zweigen.

Sofort kam der Kicherbrüll zu dem Baum und reckte seinen Hals, um ein Preiselbeertörtchen zu essen. Schnell wie der Blitz schwang der Prinz sein Schwert nach unten, und der Streich war so genau, daß er mit Leichtigkeit des Kopf des Ungeheuers abschlug.

Da rollte der Kicherbrüll auf den Rücken und starb, denn wilde und grausame Tiere können in Mo ebenso gut wie in anderen Teilen der Welt getötet werden. Nachdem er seinen Feind besiegt hatte, kletterte Prinz Immerfroh von dem Baum herunter und ging, dem Volk zu melden, daß der Kicherbrüll tot war. Als sie diese erfreuliche Nachricht hörten, ließen die Leute ihren Prinzen dreimal hochleben und mochten ihn wegen seiner Tapferkeit noch lieber als zuvor. Der König war so erfreut, daß er seinem Sohn einen Blechorden, mit Diamanten besetzt, schenkte, auf dem das Bild eines Kicherbrülls eingraviert war.

Obwohl Prinz Immerfroh sich freute, der Held der Nation zu sein, und den Triumph genoß, daß er fähig gewesen war, seinen grausamen Feind zu besiegen, entging er doch nicht einigen Unannehmlichkeiten. Denn als Ergebnis seines Abenteuers fühlte er sich für einige Tage nach seinem Kampf mit dem Kicherbrüll in den Gelenken sehr steif.



## *Die neunte Überraschung*

### **Der Zauberer und die Prinzessin Truella**

Tief in den Bergen, die das Tal Mo nach Osten begrenzen, lebte ein böser Zauberer in einer Höhle aus Rubinen. Sie befand sich viele, viele Meter unter der Erdoberfläche und war völlig von der übrigen Welt abgeschnitten bis auf einen Gang, der durch gefährliche Höhlen und Tunnel zur Spitze des höchsten Berges führte. Wenn also der Zauberer aus seiner Höhle hinauswollte, war er gezwungen, auf diese Bergspitze zu kommen und von dort zur Außenwelt hinabzusteigen.

Der Zauberer lebte ganz für sich allein, aber er machte sich nichts daraus, denn seine Gedanken waren immer bei seinen Büchern und Studien, und er zeigte sich selten auf der Erdoberfläche. Aber wenn er ausging, lachten alle über ihn, denn dieser mächtige Magier war nicht höher als mein Knie und er war sehr alt und verschrumpelt, so daß er neben einem gewöhnlichen Mann wirklich komisch aussah.

Der Zauberer war fast so empfindlich wie er böse war, und es wurmte ihn, daß er nicht so groß wie andere Leute gewachsen war; deshalb machte ihn das Lachen, das ihm immer entgegenscholl, wütend.

Endlich beschloß er, ein magisches Gebräu herauszufinden, das ihn größer werden ließ. Er schloß sich in seine Höhle ein und suchte fleißig in seinen Büchern, bis er schließlich eine Formel fand, die irgendein toter und vergessener Magier als sicher empfohlen hatte, um jeden Tag dreißig Zentimeter zu wachsen, so lange wie die Dosis eingenommen wurde. Die meisten der Zutaten waren ganz leicht aufzutreiben, solche wie Spinnenlebern, Kerosin und die Zähne von Kanarienvögeln, die zusammen in einem Kessel zu kochen waren. Aber der letzte Posten des Rezeptes war so ungewöhnlich, daß sich der Zauberer bestürzt den Kopf kratzte.



Es war die große Zehe einer jungen und schönen Prinzessin.

Der Zauberer dachte über die Angelegenheit drei Tage nach, aber ihm war nirgends eine junge und schöne Prinzessin bekannt, die sich freiwillig von ihrer großen Zehe trennen würde – nicht einmal dafür, daß er so groß wachsen könne wie er wollte.

Da solch ein Ding nicht ehrlich zu bekommen war, beschloß der böse Zauberer, es zu stehlen. Deshalb ging er durch alle Höhlen und Gänge, bis er auf den Berggipfel kam. Auf einer Fels Spitze stehend legte er eine Hand ans Kinn und die andere auf den Nacken und sagte folgenden magischen Zauberspruch auf:

„Weil gern groß ich mich sehe,  
So steh' ich die Zehe  
Der Prinzessin. Ich gehe,  
Damit es geschehe,  
Nicht wie ich hier stehe,  
*Sondern als Krähe!*“

Kaum hatte er die Worte gesprochen, da verwandelte er sich schon in eine Schwarze Krähe und flog hinweg in das Tal Mo, wo er sich in einem großen Baum versteckte, der beim Königspalast stand.



An diesem Morgen, als die Prinzessin Truella noch spät im Bett lag, wobei einer ihrer zarten rosa Füße unter der Decke hervorlugte, kam durch das Fenster eine Schwarze Krähe geflattert, die ihre große Zehe abpfückte und sofort damit wegflog.

Die Prinzessin erwachte mit einem Schrei und war entsetzt, daß ihr schöner Fuß durch den Verlust der grossen Zehe ruiniert war. Als der König und die Königin und die Prinzen und Prinzessinnen, die ihren Aufschrei gehört hatten, herbeigerannt kamen, um zu sehen, was los sei, waren sie alle sehr empört über den Diebstahl.

Aber soviel sie auch nachforschen mochten, nirgendwo konnten sie die freche Schwarze Krähe oder die große Zehe der Prinzessin finden, und der ganze Hof war in Verzweiflung.

Schließlich empfahl Timtom, der jetzt ein Prinz war, daß Truella die freundliche Zauberin Maëtta, die ihm aus seinen eigenen Schwierigkeiten herausgeholfen hatte, um Hilfe ersuchen sollte. Die Prinzessin hielt diese Idee für gut und beschloß, eine Reise zu der Zauberin zu machen.

Sie piffte nach ihrem Lieblingsstorch, und bald kam der große Vogel an ihre Seite. Er war ganz weiß und von außerordentlicher Größe. Als der Storch gesattelt war, küßte die Prinzessin Vater und Mutter zum Abschied und setzte sich auf den Rücken des Vogels, worauf er sich sofort in die Luft erhob und zu Maëttas Schloß flog.

Auf diese angenehme Weise reisend, überquerte die Prinzessin hoch in der Luft den Nadelfluß und den tiefen Abgrund und den gefährlichen Wald und wurde schließlich sicher am Schloßtor abgesetzt.

Maëtta empfing die hübsche Prinzessin sehr herzlich, und als sie von ihrem Unglück hörte, war sie sofort bereit, ihr zu helfen. Deshalb befragte die Zauberin ihr Orakel, welches ihr wahrheitsgemäß alles berichtete, was sie wissen wollte, und dann sagte sie der Prinzessin:

„Deine Zehe ist im Besitz des bösen Zauberers, der in der Rubinhöhle unter den Bergen haust. Um sie wiederzubekommen, mußt du selbst hingehen und sie suchen; aber ich warne dich davor, daß dir der Zauberer lauter Hindernisse in den Weg legen wird, damit du nicht die Zehe findest und sie ihm wegnimmst.“

„Ach herrjeh!“ rief Truella, „ich fürchte, ich werde niemals fähig sein, meine Zehe von solch einem schrecklichen Menschen wiederzuholen.“

„Habe Mut und vertraue mir,“ erwiderte Maëtta, „denn ich glaube, daß meine Macht größer ist als die seine. Ich werde dich jetzt mit den Waffen ausstatten, die du benutzen mußt, um ihn zu überwinden. Hier ist ein magischer Regenschirm, und in diesem Korb, den du am Arm tragen mußt, wirst du einen Klumpen Kitt, eine Eisenkugel, einen Spiegel, ein Päckchen Kaugummi und einen magischen Schleier finden; dies alles wird sehr nützlich sein. Hier ist auch ein geflügelter Dolch, mit dem du dich schützen mußt, falls der Zauberer versucht, dir etwas anzutun. Mit diesen verzauberten Waffen und einem tapferen Herzen wirst du, wie ich glaube, Erfolg haben. Jetzt küß mich, mein Kind, und begib dich auf die Reise.“

Truella dankte der freundlichen Zauberin, kletterte in den Sattel ihres Storchs und flog zu dem hohen Berg, in dem der böse Zauberer wohnte



Aber der üble Mann sah sie mit Hilfe seiner schwarzen Magie kommen und schickte einen so starken Wind gegen sie, daß er den Storch daran hinderte, durch die Luft voranzukommen. Trotz seinen riesigen Flügeln und seiner bemerkenswerten Stärke war der wackere Vogel unfähig, auch nur einen Zentimeter näher an den Berg heranzukommen.

Als Truella das merkte, spannte sie den Schirm auf und hielt ihn vor den Storch; daraufhin flog er, gegen den Wind abgeschirmt, mühelos zu dem Berg.

Jetzt stieg die Prinzessin ab, und als sie in das Loch auf dem Berggipfel blickte, entdeckte sie eine Treppe, die nach unten führte.

Sie nahm den Korb an den Arm, wie ihr gesagt worden war, und ging kühn die Stufen hinunter, bis sie an eine Tür kam. Aber dann schrak sie vor Entsetzen zurück, denn vor der Tür hatte sich eine große Schlange zusammengerollt, fast anderthalb Kilometer lang und so dick wie ein Baumstamm. Das Mädchen wußte, daß es auf irgendeine Weise dieses gräßliche Geschöpf überwinden mußte; als die Schlange ihr Maul aufriß und den Kopf aufrichtete, um sie zu beißen, langte Truella deshalb in den Korb und fand den Klumpen Kitt, den sie schnell der Schlange ins Maul warf. Das Untier klappte seine Kiefer so heftig zu, daß seine Zähne in dem Kitt feststaken, und das machte es so wütend, daß es sich herumschlangelte, bis es sich selbst in einen festen Knoten verwickelt hatte und sich nicht mehr rühren konnte.



Als die Prinzessin sah, daß keine Gefahr mehr bestand, ging sie durch die Tür und betrat eine große Höhle, die nur matt beleuchtet war. Während sie anhielt, um ihre Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen, damit sie den Weg finden konnte, erreichte ein schwaches Rascheln ihr Ohr, und einen Moment später kam ihr ein scheußliches altes Weib entgegen, hager und krumm, mit verrunzeltem Gesicht und stechenden schwarzen Augen. Sie hatte nur einen Zahn, aber der war von ungeheurer Größe, fast so groß wie der Stoßzahn eines Elefanten, und er krümmte sich aus ihrem Mund heraus bis unter das Kinn, wo er in einer scharfen Spitze endete. Ihre Fingernägel waren einen Viertelmeter lang und auch sehr scharf und stark.

„Was machst du hier?“ fragte die Alte mit mißtönender Stimme, während sie ihre schrecklichen Finger bewegte, als wollte sie Truellas Augen auskratzen.

„Ich bin gekommen, den Zauberer zu besuchen,“ sagte die Prinzessin ruhig, „und wenn du mir erlaubst, vorbeizugehen, werde ich dir zum Dank etwas von dem köstlichen Kaugummi abgeben.“

„Kaugummi!“ krächzte das alte Weib, „was ist das?“

„Das ist ein Leckerbissen, den alle Damen sehr gern mögen,“ erwiderte Truella und nahm das Päckchen aus dem Korb. „Das ist er.“

Die Alte zögerte einen Moment und sagte dann:

„Gut, ich werde den Kaugummi probieren, ob er schmeckt; es wird noch Zeit genug sein, dir hinterher die Augen auszukratzen.“

Sie steckte den Gummi in den Mund und versuchte, ihn zu kauen, aber als sie ihre Kiefer zusammenpreßte, ging der große Stoßzahn ihr glatt durch den Hals und kam hinten im Nacken wieder heraus.

Die alte Hexe schrie auf und hob ihre Hände, um den Stoßzahn wieder herauszuziehen, aber ihre Aufregung war so groß, daß sie in der Hast sich selbst die Augen auskratzte und nicht mehr sehen konnte, wo die Prinzessin stand.

Darauf rannte Truella durch die Höhle und kam an eine Tür, an die sie klopfte. Sofort flog sie auf, und Truella sah eine weitere Höhle vor sich, diesmal hell erleuchtet, aber voll von Messern und Dolchen, die in alle Richtungen flogen. Es war unmöglich, diese Höhle zu betreten, denn die Prinzessin sah, daß sie sofort von Dutzenden der spitzen Dolche erstochen würde. Deshalb zögerte sie eine Weile und wußte nicht, wie es weitergehen sollte, aber dann fiel ihr der Korb ein und sie nahm die Eisenkugel heraus, welche sie in die Mitte der Dolchhöhle warf. Sofort begannen die gefährlichen Waffen, sich gegen die Kugel zu richten, und sobald sie sie berührten, zerbrachen sie und fielen zu Boden.



In kurzer Zeit waren alle Messer und Dolche durch die Berührung der Eisenkugel zerstört, und Truella durchquerte sicher die Höhle und kam an eine weitere lange Treppe, die nach unten führte. Am Fuß der Treppe gelangte sie zu einer dritten Höhle und traf auf ein gräßliches Ungeheuer.

Es hatte den Körper eines Zebras, die Beine eines Nashorns, den Hals einer Giraffe, den Kopf einer Bulldogge und drei gewellte Schwänze. Dieses Ungeheuer fing sofort an zu knurren und rannte ihr entgegen, wobei es schreckliche Zähne zeigte und mit den drei Schwänzen um sich schlug. Die Prinzessin riß schnell den Spiegel aus ihrem Korb, und als das Untier nahe herangekommen war, hielt sie ihm die glitzernde Fläche vor die Augen. Es blickte einmal in den Spiegel und fiel ihr leblos zu Füßen, da es durch sein eigenes Spiegelbild zu Tode erschrocken war.



Truella ging jetzt durch mehrere andere Höhlen und stieg eine lange Treppe hinunter, die sie zu einer weiteren Tür führte, an der ein Schild hing, auf welchem stand:

**„A. ZAUBERER, Wohlgeb.  
Sprechstunden:  
Von 10 Uhr 45  
bis viertel vor elf.“**

Die Prinzessin wußte, daß sie jetzt bei der Höhle des Zauberers, der ihre große Zehe gestohlen hatte, angelangt war, und klopfte kühn an die Tür.

„Herein!“ rief eine Stimme.

Truella gehorchte und sah sich in einer großen Höhle, deren Wände mit Rubinen ausgekleidet waren. In jeder der vier Ecken waren große elektrische Lampen, die – weil sie die Rubine beleuchteten – die Höhle tiefrot erglühen ließen. Der Zauberer saß an seinem Schreibtisch in einer der Ecken, und als die Prinzessin eintrat, blickte er auf und rief:

„Was! Du bist es? Dich habe ich wirklich nicht erwartet. Wie ist es dir gelungen, an den Wächtern vorbeizukommen, die ich in den Höhlen und Gängen postiert habe, um dich am Kommen zu hindern?“

„Ach, das war nicht schwer,“ antwortete Truella, „denn du mußt wissen, daß ich von einer stärkeren Macht als der deinen beschützt werde.“

Der Zauberer war über diese Antwort sehr verärgert, weil er wußte, daß es stimmte und er nur darauf hoffen konnte, durch eine List gegen die hübsche Prinzessin ankommen zu können. Er war weiter entschlossen, die große Zehe nicht herauszugeben, wenn er nicht mußte, denn sie war für den Zaubertrank notwendig.

„Was willst du?“ fragte er, nachdem er einen Moment überlegt hatte.

„Ich will die Zehe, die du mir gestohlen hast, während ich schlief.“

Der Zauberer wußte, daß es keinen Zweck hatte, den Diebstahl zu leugnen, deshalb erwiderte er:

„Na gut; setz dich, und ich will sehen, ob ich sie finden kann.“

Aber Truella befürchtete, daß der kleine Mann sie hinters Licht führte; darum nahm sie, als er ihr den Rücken kehrte, den magischen Schleier aus ihrem Korb und warf ihn sich über. Sofort begann er, sich zu entfalten, bis er sie völlig von Kopf bis Fuß bedeckte.

Der Zauberer ging zu einem Schrank, den er öffnete, und während er so tat, als suchte er nach der Zehe, drehte er einen großen Hahn auf, der unter einem Brett versteckt war. Im Nu rollte der Donner, Blitze zuckten, und von der gewölbten Decke der Höhle begannen Feuertropfen zu fallen und sie kamen immer dichter herunter, bis ein richtiger Schauer von brennenden Tropfen den Raum füllte.

Die Tropfen fielen zischend auf Truellas Schleier, konnten ihn aber nicht durchdringen, sondern prallten ab und verstreuten sich auf dem felsigen Boden, wo sie schnell ausbrannten. Als er das sah, seufzte der Zauberer vor Enttäuschung und drehte den Hahn zu, worauf die Feuertropfen aufhörten zu fallen.

„Bitte entschuldige diese kleine Unterbrechung,“ sagte er, als sei er nicht selbst ihr Urheber gewesen. „Ich werde die Zehe in wenigen Minuten finden. Ich muß sie irgendwo verlegt haben.“

Aber Truella hegte den Verdacht, daß er noch mehr Übles vorhatte, und war auf der Hut. Sie sah ihn verstohlen einen Knopf drücken, und im gleichen Moment öffnete sich im Boden der Höhle ein tiefer Abgrund, mitten zwischen der Prinzessin und dem Zauberer.

Truella wußte zuerst nicht, was das bedeuten sollte, außer daß es sie daran hinderte, durch den Raum hinüber zu gehen, wo ihre Zehe war; aber bald bemerkte sie, daß sich der Abgrund zu ihr hin bewegte, langsam aber sicher; und da er quer über die Höhle von Wand zu Wand reichte, würde er nach einiger Zeit bestimmt die Stelle erreichen, wo sie stand, worauf sie natürlich hineinfallen würde.

Als sie die Gefahr erkannte, bekam die Prinzessin Angst und versuchte, durch die Tür zu entfliehen, durch die sie hereingekommen war, aber zu ihrer Bestürzung fand sie sie verschlossen. Dann wandte sie sich zu dem Zauberer um. Der kleine Mann hatte sich auf einen hohen Schemel gesetzt, baumelte unbekümmert mit den Beinen und lachte fröhlich über die schreckliche Gefahr, in der Truella schwebte. Er glaubte, daß er zuletzt einen sicheren Weg gefunden hatte, sie zu vernichten.

Die arme Prinzessin blickte wieder in den Abgrund, der schrittweise immer näher kam, und sie erschauerte beim Anblick seiner gewaltigen Tiefe.

Ein kalter Wind begann aus dem Abgrund heraufzuwehen, und sie hörte spöttisches Gelächter und wildes Knurren von unten, als ob böse Geister eifrig darauf warteten, sie zu packen.

Gerade als sie verzweifeln wollte und der Abgrund ganz dicht bis vor ihre Füße gekrochen war, fiel Truella ihr geflügelter Dolch ein. Sie zog ihn aus dem Ausschnitt, und indem sie ihn gegen ihren Feind richtete, sagte sie:

„Schütz mich vor des Zauberers Macht –  
Flieg, bis du ihn umgebracht.  
Lös den Zauber, rette mich,  
Dies ist mein Befehl an dich!“

Wie ein Blitz flog der Dolch aus ihrer Hand und traf den Zauberer voll in die Brust. Mit einem lauten Schrei fiel er vornüber in den Abgrund, der sich im selben Moment mit einem Krach schloß.



Dann, als die Felsen um sie herum aufgehört hatten, durch die Erschütterung zu beben, flog die Tür auf und gestattete der Prinzessin zu gehen, wohin sie wollte.

Sie durchsuchte jetzt den Schrank des Zauberers, bis sie ihre Zehe fand, die in einer kleinen Elfenbeinschachtel sicher versteckt war. Truella hielt sich nur so lange auf, bis sie ihre Zehe angesteckt hatte, und dann rannte sie durch die Höhlen und die Treppen hinauf, bis sie wieder den Berggipfel erreicht hatte.

Dort fand sie ihren Storch geduldig auf sie wartend, und nachdem sie sich auf seinen Rücken gesetzt hatte, ritt sie sicher und triumphierend zurück zum Palast ihres Vaters.

Der König und die Königin waren erfreut, als sie ihnen vom Erfolg ihres Abenteuers erzählte, aber sie schauderten, als sie von den fürchterlichen Gefahren hörten, denen ihre süße kleine Tochter begegnet war.

„Es kommt mir vor,“ sagte die gute Königin, „daß eine große Zehe kaum all die Mühe wert ist, die du hattest, sie wiederzubekommen.“

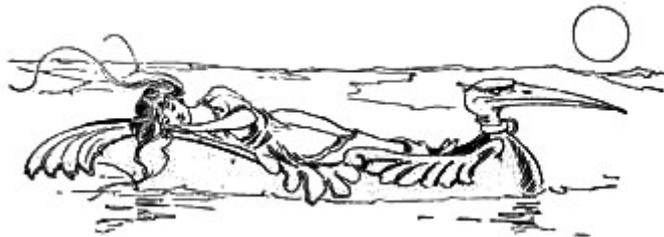
„Vielleicht nicht,“ erwiderte die Prinzessin nachdenklich, „aber eine große Zehe ist sehr nützlich, wenn man tanzen möchte; und schließlich ist es mir gelungen, den Bösen Zauberer zu vernichten, was mich sicherlich für die Prüfungen entschädigt, denen ich mich unterziehen mußte.“

## *Die zehnte Überraschung*

### **Herzogin Buttabrodas Besuch im Falschrumland**

Die Herzogin Buttabroda war eine Cousine siebenundvierzigsten Grades des Monarchen von Mo und Urgroßnichte der Königin; so ist es ohne weiteres klar, daß sie nahe verwandt mit der Prinzessin Torteletta war und blaues Blut in den Adern hatte. Sie wohnte in einem hübschen Haus am Ufer des Rootbeerflusses, und eine ihrer Lieblingsvergnügungen war es, auf dem Fluß in ihrem Boot zu rudern, das, obschon ziemlich klein, leicht wie ein Korken war.

Eines Tages begab sich die Herzogin wie gewöhnlich zum Rudern auf den Fluß und wollte in rund einer Stunde wieder zu Hause sein; aber nachdem sie eine lange Strecke den Fluß hinuntergetrieben war, schief sie im Boot ein und wachte erst auf, als sie einen plötzlichen Stoß verspürte.



Als sie sich daraufhin aufsetzte und sich umblickte, merkte sie zu ihrem Schrecken, daß das Boot bis zur Grenze des Landes Mo getrieben war und sich in den Stromschnellen befand, die zu dem Großen Loch im Erdboden führten, wo der Fluß verschwand. Buttabroda bekam große Angst und suchte die Ruder ihres Bootes, damit sie zum Ufer rudern könne, aber sie entdeckte bald, daß die Ruder über Bord gefallen und verlorengegangen waren und daß sie jetzt kein Mittel hatte, sich zu retten.

Die arme Herzogin fing jetzt an zu rufen, aber niemand hörte sie. Allmählich kam das Boot dem Großen Loch immer näher; bald stieß es gegen die Felsen und dann wieder drehte es sich mit der Strömung im Kreise, bis es schließlich genau am Rand des Abgrunds, in den der Fluß hinunterstürzte, für einen Moment innehielt.

Das Mädchen packte fest die Seitenborde des Bootes, und im nächsten Moment stürzte es kopfüber in das Loch.

Als die Erschütterung vorüber war, wischte sich Buttabroda die Feuchtigkeit von den Augen und blickte umher, um festzustellen, wo sie sich befand und was aus ihr geworden war. Sie sah, daß sie in einem sehr bemerkenswerten Land angekommen war, und konnte eine Zeitlang nichts anderes tun, als erstaunt auf den seltsamen Anblick starren, der sich ihr darbot.

Die Bäume standen alle auf ihren oberen Ästen und streckten die Wurzeln hoch in die Luft, und die Häuser ruhten auf ihren Schornsteinen, wobei der Rauch in den Boden abzog und die Eingangsstufen oben an den Gebäuden saßen. Ein Kaninchen flog in der Luft umher und eine Schar Feldlerchen lief auf dem Boden herum, als gehörte sie dorthin.

Buttabroda rieb sich die Augen, denn zuerst glaubte das Mädchen, daß es träumen müsse; aber als sie wieder hinsah, war alles in derselben unnatürlichen Position.



Zu ihrem weiteren Erstaunen sah sie jetzt ein seltsames Geschöpf auf sich zukommen. Sie hätte es für einen jungen Mann halten können, nur war es die genaue Umkehrung aller jungen Männer, die Buttabroda je gesehen hatte. Er stand auf den Händen, die in Stiefeln steckten, und gebrauchte seine Füße wie wir unsere Hände, wobei er mit seinen Zehen sehr geschickt zu sein schien. Seine Zähne waren in den Ohren, und er aß mit ihnen und hörte mit dem Mund. Auch roch er mit den Augen und sah aus der Nase – was alles sehr merkwürdig war. Wenn er ging, rannte er, und wenn er rannte, stand er still. Er sprach, wenn er schwieg, und blieb stumm, wenn er irgend etwas zu sagen hatte. Hinzu kam, daß er richtige Tränen weinte, wenn er vergnügt war, und fröhlich lachte, wenn er sich über etwas grämte.

Es war kein Wunder, daß die Herzogin Buttabroda überrascht starrte, als solch ein seltsames Geschöpf rückwärts auf sie zukam und sie ernst aus seiner Stupsnase ansah.

„Wer bist du?“ fragte Buttabroda, sobald sie wieder Luft zum Sprechen hatte.

Der junge Mann blieb still und antwortete:

„Mein Name ist Oberszunders.“

„Ich glaube gern, daß du das bist,“ lachte Buttabroda.

„Du glaubst, daß ich was bin?“ fragte der junge Mann, wobei seine Stimme aus den Ohren kam.

„Oberstzuunterst,“ erwiderte sie.

Bei dieser Antwort rollten ihm vor Vergnügen die Tränen seine Wangen hinunter.

„Was denn, *du* bist oberstzuunterst,“ sagte er; „wie in aller Welt bist du hier heraufgekommen?“

„Herunter, meinst du,“ korrigierte die Herzogin mit Würde.

„Ich meine nichts dergleichen,“ sagte er schweigend, während seine Nase amüsiert zwinkerte, „dieses Land ist oben und nicht unten.“

„Welches Land ist es?“ fragte Buttabroda, sehr verwirrt durch solch absurde Behauptung.

„Na, Falschrumland natürlich,“ war die Antwort.

„Ach!“ seufzte Buttabroda, aber sie war nicht klüger als zuvor.

„Jetzt, wo du hier bist,“ sagte Oberszunders, „kannst du mit zu mir nach Hause kommen und etwas essen.“

„Das werde ich sehr gern tun,“ antwortete die Herzogin, die wirklich hungrig war. „Wo wohnst du denn?“

„Da drüben,“ erwiderte Oberszunders, indem er nach Süden deutete, „also bleib wo du bist und folge mir.“ Dann ging er auf den Händen in die genau entgegengesetzte Richtung von der, in die er gezeigt hatte. Buttbroda folgte ihm und begegnete kurz darauf mehreren anderen Leuten von derselben merkwürdigen Erscheinung wie ihr Führer. Sie sahen sie aus ihren Nasen mit großer Überraschung an und fragten ohne zu sprechen Oberszunders, wer sie sei.



„Die Herzogin Buttbroda,“ sagte er schweigend; „ich fand sie, wo der Rootbeerfluß heraufsprudelt. Ist sie nicht ein merkwürdiges Geschöpf?“

„Das ist sie, in der Tat,“ erwiderten alle in stillem Chor und folgten voller Neugier dem Mädchen, wie Jungen einer Musikkapelle oder einem Tanzbären folgen. Als sie Oberszunders' Haus erreichten, waren mehr als hundert Einwohner Falschrumlands Buttbroda auf den Fersen und Oberszunders auf den Daumen.

Sie wurde jedoch sehr freundlich empfangen, und die Mutter des jungen Mannes küßte die Herzogin mit ihrem linken Ohr, was in Falschrumland als ein besonderer Gunstbeweis angesehen wurde.

„Möchtest du nicht stehen und dich bis zum Essen ausruhen?“ fragte die Dame des Hauses, als das Mädchen den Salon betreten hatte.

„Nein danke,“ erwiderte Buttabroda, die sehr müde war. Da sie ihre Gebräuche nicht kannte, wußte sie nicht, daß diese Leute gewöhnlich standen, wenn sie schliefen oder ruhten. Ihre Antwort schien Oberszunders' Mutter zufriedenzustellen, die glaubte, wenn Buttabroda „nein“ sagte, meine sie „ja“.

„Du siehst wirklich nicht nach Hinlegen aus,“ bemerkte sie freundlich, „deshalb kannst du stehen, bis ich dich zum Essen rufe, was noch lange dauern wird.“ Dann entschuldigte sie sich und ging rückwärts zum Fenster hinaus, das sie alle, wie Buttabroda feststellte, statt der Tür benutzten.

„Meine Güte,“ sagte die Herzogin, als sie allein war, „diese seltsamen Leute werde ich sicherlich nie verstehen können. Aber ich gedenke, mich auf jeden Fall hinzusetzen, und wenn es wirklich lange mit dem Essen dauert, werde ich vermutlich inzwischen verhungern.“

Sie hatte jedoch nur ein paar Minuten geruht, als die Dame des Hauses ihren Fuß durch das Fenster steckte, einladend mit ihm winkte und rief:

„Geh weg zum Essen!“

„Geh weg!“ erwiderte die Herzogin bestürzt, „wo soll ich hingehen?“

„Nun, zu mir natürlich,“ antwortete Oberszunders' Mutter stumm; aber sie blinzelte nachdenklich mit der Nase, als wüßte sie kaum, wie sie sich mit ihrer seltsamen Besucherin unterhalten sollte. Buttabroda hätte allerdings wissen müssen, daß wenn man in Falschrumland „geh“ sagte, man „komm“ meinte.

Trotz ihrer Unsicherheit folgte sie der Gastgeberin, und als sie das Eßzimmer betraten, war die Herzogin schockiert, als sie die ganze Familie auf den Stühlen kopfstehen und Messer und Gabel mit den Zehen greifen sah. Sie war aber noch entsetzter, als sie zu essen begannen, denn gegen alle Gewohnheit steckten diese Leute das Essen in die Ohren. Und sie taten es so ruhig, daß sie nichts einwandte, weil sie daran dachte, daß es ihr Brauch sein mußte, auf diese Weise zu essen.

Sie selbst setzte sich richtig auf ihren Stuhl und fing an, mit der Gabel in der Hand zu essen; und als die Leute von Falschrumland dies sahen, vergossen sie alle vor Belustigung Tränen.

Doch da fing das jüngste Kind der Familie an zu lachen, und die Mutter eilte zu ihm so schnell die Hände sie trugen, um zu sehen, was los war. Aber das Kind hatte nur den Fuß in die Tasche gesteckt und konnte ihn nicht wieder herausziehen. Der Mutter gelang es bald, ihn freizubekommen, und da hörte das Kind auf zu lachen und begann, so fröhlich wie alle anderen zu weinen.

Buttabroda war von allem dem sehr verwirrt, aber sie aß nichtsdestoweniger herzhaft, und nachdem man sie vergeblich gebeten hatte, wie die anderen auf dem Kopf zu stehen, ließ sie die Familie, die überrascht war, wie gut sie ihre Hände gebrauchen konnte, in Ruhe.



Nach dem Essen spielte Oberszunders' Schwester mit ihren Zehen Klavier, während die anderen sich einen Tanz gönnten, bei dem sie in wahrlich bewunderswerter Weise auf den Daumen herumwirbelten und sich, ihren Tränen nach zu urteilen, köstlich amüsierten.

Als der Tanz zuende war, kam ein Kätzchen auf den Ohren und der Schwanzspitze ins Zimmer gerannt, und das sah so komisch aus, daß Buttabroda zu lachen anfang. Aber als sie sah, daß sie ihre netten Freunde erschreckt hatte, die nach einem Arzt schicken wollten, hörte sie auf zu lachen und fragte ernst, ob es nicht einen Weg zurück ins Tal Mo gebe.

„Der einzig mögliche Weg, dort hinunterzugelangen,“ erwiderte Oberszunders, „ist, in den Rootbeerfluß zu springen, aber das wäre gefährlich, und niemand von uns hat es bisher versucht.“

Die Herzogin sagte: „Ich will gern jeder Gefahr trotzen, denn sonst bin ich gezwungen, mein ganzes Leben hier unten zu verbringen, unter Leuten, deren Art meiner eigenen ganz entgegengesetzt ist. Wenn ihr mich freundlicher Weise zum Fluß bringen wollt, werde ich keine Zeit verlieren und versuchen, nach Hause zurückzukehren.“

Die gutmütigen Leute stimmten zu und gingen rückwärts mit ihr mit, bis sie zu der Stelle kam, wo der Fluß heraufsprudelte. Er sprudelte wirklich *herauf*, bemerkte Buttabroda, obwohl sie sehr gut wußte, daß sie das Große Loch *hinunter*gefallen war. Aber schließlich war in diesem seltsamen Land alles verkehrt herum.

Das Mädchen fand sein kleines Boot, das am Ufer gestrandet war, und nachdem sie es dorthin gesetzt hatte, wo sie es in den Fluß schieben konnte, drehte sie sich um und verabschiedete sich von dem merkwürdigen Volk Falschrumlands.

„Ich bin froh, daß du weggehst,“ sagte Oberszunders ohne zu sprechen, „denn ich mag dich. Aber du bist ein seltsames Geschöpf und weißt vielleicht, was für dich am besten ist. Hier sind Ruder für dein Boot, denn ich sehe, daß du keine hast, und wenn du hinunter in dein Land kommst, brauchst du sie vielleicht.“

Buttabroda nahm voll Freude die Ruder und packte sie in ihr Boot. Dann küßten alle Leute von Falschrumland sie mit den linken Ohren und winkten mit den Zehen Lebewohl, während die Herzogin in das Boot stieg und es hinaus in den Fluß stieß.

Sofort befand sie sich in einem solchen Wirbel von Schaum und Brausen und Brüllen der Limonade, daß sie weder etwas sehen noch hören konnte. Nach Atem ringend, klammerte sich das Mädchen an den Seiten des Bootes fest, und nach ein paar Minuten war alles vorbei und das Boot kam im Tal Mo hoch – genau über dem Großen Loch. Buttabroda ergriff nun die Ruder und ruderte hart, bis keine Gefahr mehr bestand, daß sie wieder hinunterfiel, und bald hatte sie die Stromschnellen hinter sich gelassen und ruderte sicher den Fluß hinauf nach Hause.

Natürlich war die Herzogin sehr froh, wieder unter den Leuten zu sein, die sich auf normale Weise bewegten und nicht in der absurden Art ihrer Freunde, der Falschrumländer. Sie beschloß, sich – wann immer sie in ihrem Boot auf dem Fluß ruderte – sorgfältig von dem Großen Loch fernzuhalten, denn ihr war klar, daß ein weiterer Besuch bei Oberszunders und seinen Landsleuten ihr mächtig auf die Nerven ginge.



## Die elfte Überraschung

### Prinz Fiedelquietsch und der Riese

Es geschah eines Morgens, daß der Monarch von Mo nicht seine übliche gute Laune hatte, und natürlich gab es einen triftigen Grund dafür.

Hinten in seinem Garten wuchs ein Baum, der im allgemeinen eine reichliche Menge von Keksen in Tierform trug, und während der König und sein Hofstaat, mit allen Köstlichkeiten des Landes übersättigt, sich nicht viel aus diesen Eßwaren machten, hatten die jüngeren Einwohner Mos sie besonders gern und schrien vor Begeisterung, wenn der König die Ernte von seinem Baum unter ihnen verteilte.

Vor ein paar Tagen hatte der König den Baum geprüft und die Tier-Kekse für nicht ganz reif befunden. Daraufhin war er weggegangen und hatte sie völlig vergessen. Und in seiner Abwesenheit waren sie zu einem köstlichen hellen Braun gereift und ihre Formen hatten sich voll gerundet, so daß sie so dicht nebeneinander hingen wie Erbsen in der Schote. Als sie so an ihren Stielen baumelten und in der leichten Brise hin und her schaukelten, warteten sie und warteten, daß jemand kam und sie abpflückte.

Aber niemand näherte sich dem Baum, und die Tiere wurden folglich mürrisch und unruhig.

„Ich frage mich, wann wir geerntet werden,“ bemerkte gähmend ein Nilpferd-Keks.

„Ach, du fragst dich also?“ erwiderte spöttisch ein Kamel-Keks, der in der Nähe hing. „Erwartest du wirklich, daß irgend jemand *dich* erntet, mit deiner dicken Haut und den plumpen Beinen? Die Kinder brechen sich ja beim ersten Biß die Zähne an dir aus.“

„Was!“ schrie das Nilpferd in großem Zorn. „Du wagst *mich* zu beleidigen, du buckliges Biest der Beladenheit?“

„Was denn – was denn!“ unterbrach ein Wolf-Keks, der an seinem Stengel gerade über ihnen hing, „was hat es für einen Zweck zu streiten, wenn wir doch bald gegessen werden sollen?“

Aber der Kamel-Keks wollte nicht besänftigt werden.

„Dickköpfiges Untier!“ schrie er wütend dem Nilpferd zu.

„Buckliger Idiot!“ kreischte der andere.

Darauf schaukelte sich das Kamel wild an seinem Zweig und prallte gegen das Nilpferd, das es vom Baum stieß. Der Boden unten war aus Schokolade und weich und klebrig, weil er seit dem letzten Regen noch nicht getrocknet war. Als das Nilpferd hinunterfiel, versank es deshalb zur Hälfte im Boden, und seine schöne braune Farbe war mit der moddrigen Schokolade bespritzt.



Wegen dieser rachgierigen Tat des Kamels wurden alle anderen Tiere wild. Ein ausgewachsener Ziegen-Keks schwang sich gegen das Kamel und schlug es ebenfalls vom Stengel, und als es hinunterfiel, brach ihm der Höcker ab. Dann stieß ein Löwen-Keks die Ziege hinunter und ein Elefant eine Katze, und bald war der ganze Baum in heftigem Aufruhr. Die Tiere kämpften so verzweifelt miteinander, daß binnen kurzem der ganze Baumbehang von Tierkekse auf den Boden gefallen war, wo viele zerbrochen und verunstaltet herumlagen und die übrigen tief im Schokoladenschlamm versunken waren.

Als sich der König schließlich an seinen Baum erinnerte, herbeikam und auf das traurige Bild blickte, trübte es seine sonst so gute Laune, und er wünschte von Herzen, er hätte die streitsüchtigen Kekse gepflückt, bevor sie anfangen, gegeneinander zu kämpfen.

Während er trübselig darüber nachdachte, kam Prinz Fiedelquietsch herbei und bat um Erlaubnis, auf eine Reise zu gehen.

„Wohin möchtest du denn?“ fragte der König.

„Ich habe dieses schöne Tal satt,“ antwortete Fiedelquietsch, „und da der Fahrradbaum am Kristallsee jetzt voll von reifen Rädern hängt, dachte ich, ich pflücke eins und fahre hinüber in das nächste Tal, um Abenteuer zu suchen.“ Der Prinz war nämlich der jüngste Sohn des Königs und durch Verhätschelung ziemlich verzogen, wie es jüngste Söhne oft sind.

„Das nächste Tal, mein Sohn, wird von dem Riesen Froindlichlach bewohnt,“ sagte der König, „und wenn du ihm begegnen solltest, könnte er dir etwas zuleide tun.“

„Ach, ich habe keine Angst vor Froindlichlach,“ erwiderte Fiedelquietsch dreist. „Wenn er nicht nett zu mir ist, kann ich vor ihm auf meinem Fahrrad ausrücken.“

„Da bin ich nicht so sicher,“ sagte der König. „Es kann im nächsten Tal so gut wie hier Fahrradbäume geben, und es ist für jeden immer gefährlich und dumm, dieses Tal zu verlassen, wo es alles gibt, was das Herz sich nur wünschen kann. Anstatt wegzulaufen, um Abenteuer zu suchen, solltest du besser zu Hause bleiben und deiner Mutter helfen, Kragenknöpfe und Krawatten für die Familie zu pflücken.“

„Das ist Arbeit,“ sagte Fiedelquietsch mürrisch, „und ich hasse Arbeit.“

„Doch irgendjemand muß die Kragenknöpfe pflücken,“ erwiderte der König, „oder wir werden unsere Kragen nicht anbehalten können.“

„Dann soll Immerfroh der Mutter helfen. Ich habe diesen blöden Ort schrecklich satt und werde nicht eher glücklich sein, bis ich herumgereist bin und ein bißchen mehr von der Welt gesehen habe.“

„Gut, gut! Geh, wenn du willst,“ antwortete der König ungeduldig. „Aber paß auf dich auf, denn wenn du fern von diesem Tal bist, wird es niemanden geben, der dich vor Gefahr beschützt.“

„Ich kann schon auf mich aufpassen,“ rief der Prinz, „also mach dir meinetwegen keine Sorgen,“ und er lief schnell weg, bevor sein Vater Zeit hatte, seinen Sinn zu ändern und die Erlaubnis zurückzuziehen.

Fiedelquietsch suchte das beste und reifste Fahrrad an dem Baum aus, und nachdem er es bestiegen hatte, eilte er den Pfad zu den Bergen entlang.



Als er den östlichsten Teil Mos erreicht hatte, kam er zu einem Busch, der eine sehr gute Sorte Violinen trug, und dies zog sofort Fiedelquietsch an, der ein ganz ausgezeichnete Geiger war und eine große Anzahl von Melodien fehlerfrei spielen konnte.



Deshalb stieg er vom Rad und suchte sich bei dem Busch eine kleine Violine aus, die einen süßen Ton zu haben schien. Die nahm er unterm Arm mit und dachte, er könne sich, wenn er sich einsam fühlte, mit der Musik amüsieren.

Kurz nachdem er seine Reise fortgesetzt hatte, kam er auf die Ahornebene, eine waagerechte Fläche, die völlig aus Ahornzucker bestand. Diese Ebene war ganz glatt und man konnte angenehm darauf fahren; aber sein Rad trug ihn so geschwind dahin, daß er bald die Ebene überquert hatte und an einen Fluß aus Ahornsirup kam, der so tief und breit war, daß Fiedelquietsch weder hinüberspringen noch hindurchschwimmen konnte. In keiner Richtung war eine Brücke zu sehen, und das Ufer war kahl bis auf ein paar niedrige Büsche, an denen Ahornzuckerbonbons und -karamellen wuchsen. Der Prinz stieg vom Rad und schaute nach irgendwelchen Möglichkeiten aus, den Fluß zu überqueren.

Aber Prinz Fiedelquietsch dachte gar nicht daran, vor einem so kleinen Hindernis wie einem Fluß umzukehren; deshalb schaufelte er ein Loch in den Ahornzuckersand, und nachdem er es mit Sirup aus dem Fluß gefüllt hatte, zündete er ein Streichholz an und begann, den Sirup zu kochen. Nachdem dieser eine Weile gekocht hatte, wurde er strähnig, und schnell warf der Prinz eine Strähne davon über den Fluß. Sie wurde beinahe sofort hart, und auf dieser einfachen Brücke fuhr der Prinz über den Strom.

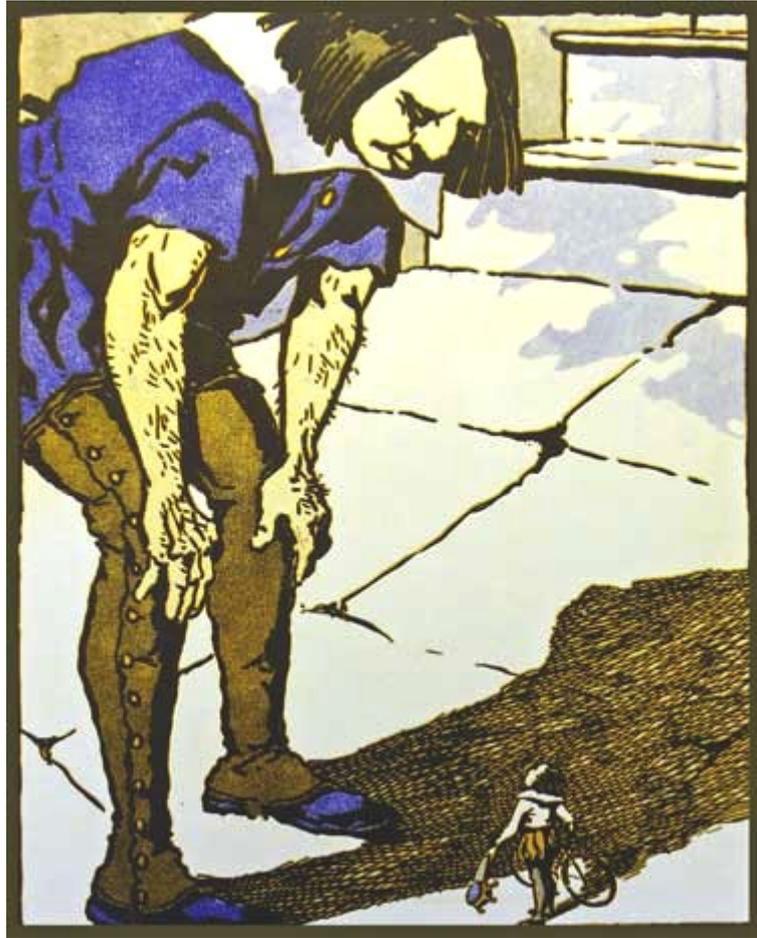
Einmal auf der anderen Seite, eilte der Prinz den Berg hinauf und darüber hinweg in das nächste Tal, wo er anhielt und sich umschaute.



Er konnte nirgends Straßen sehen, aber weit unten am Fuß des Berges war ein ungeheures Haus, so groß, daß man leicht ein kleines Dorf mitsamt der Kirche hineinstellen konnte. Dies, glaubte Fiedelquietsch, mußte es sein, wo der Riese wohnte, und obwohl er niemanden bei dem Haus sah, beschloß er, einen Besuch zu machen und sich Herrn Froindlichlach vorzustellen. Deshalb fuhr er langsam in das Tal hinunter und spielte dabei Geige, damit die Musik sein Kommen ankündigte.

Der Riese Froindlichlach lag im Wohnzimmer auf dem Sofa und wartete darauf, daß seine Frau das Essen zubereitete, und er war beinahe eingeschlafen, als Fiedelquietschs Musik an sein Ohr drang. Das war in seinem Tal so ungewöhnlich, daß der Riese aufstand und zur Haustür ging, um festzustellen, was die Ursache sei.

Der Prinz hatte zu dieser Zeit fast das Haus erreicht, und als der Riese erschien, war er ein bißchen erschrocken, da er nicht jemanden erwartet hatte, der so groß war. Aber er bemühte sich, keine Furcht zu zeigen, und seinen Hut abnehmend verbeugte er sich höflich vor dem Riesen und sagte:



„Herr Froindlichlach, nehme ich an?“

„Das ist mein Name,“ erwiderte der Riese und grinste über die geringe Größe seines Besuchers. „Darf ich fragen, wer du bist?“

„Ich bin Prinz Fiedelquietsch und ich wohne im Nachbartal, welches das Tal Mo heißt. Entschlossen, etwas von der Welt zu sehen, reise ich zum Vergnügen und bin eben zu einem freundschaftlichen Besuch bei Ihnen vorbeigekommen.“

„Du bist natürlich sehr willkommen,“ entgegnete der Riese. „Wenn du freundlicher Weise in mein bescheidenes Heim treten willst, lade ich dich gern zum Essen ein.“



Prinz Fiedelquietsch verneigte sich tief und nahm die Einladung an, aber als er sich bemühte, das Haus zu betreten, fand er die Stufen so hoch, daß schon die erste höher als sein Kopf war, und er konnte nicht hinaufklettern.

Als der Riese sein Problem bemerkte, hob er ihn vorsichtig mit Daumen und Zeigefinger hoch und setzte ihn auf die Fläche der anderen Hand.

„Lassen Sie nicht mein Fahrrad zurück,“ sagte der Prinz, „denn wenn ihm etwas zustößt, kann ich nicht mehr nach Hause gelangen.“

Da steckte der Riese das Fahrrad in die Westentasche, und dann betrat er das Haus und ging in die Küche, wo seine Frau damit beschäftigt war, das Essen zu kochen.

„Rate mal, was ich gefunden habe,“ sagte der Riese zu seiner Frau, wobei er die Hände so zusammengekrümmt hielt, daß sie den Prinzen nicht sehen konnte.

„Das weiß ich doch nicht,“ antwortete die Frau.

„Rate doch!“ bat der Riese.

„Geh weg und stör mich nicht,“ erwiderte sie, über die Bratpfanne gebeugt, „oder du wirst heute kein Essen kriegen.“

Der Riese war jedoch in fröhlicher Stimmung, und aus Spaß öffnete er plötzlich die Hand und ließ den Prinzen den Nacken der Frau hinunterfallen.

„Oh, oh!“ kreischte sie und versuchte, an die Stelle zu gelangen, wo der Prinz hinuntergerutscht war, und zwar unten im Kreuz. „Was ist das? Sicher irgendein gräßliches Krokodil oder ein Drache oder etwas, das mich beißen wird!“ Und die arme Frau legte sich auf den Teppich und fing an, vor Entsetzen mit den Hacken auf den Boden zu schlagen.

Der Riese brüllte vor Lachen, aber der Prinz, der jetzt hinaus kriechen konnte, kletterte vom Hals der Dame hinunter, und als er neben ihrem Kopf stand, machte er eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Haben Sie keine Angst, Madame; ich bin es nur. Aber ich muß sagen, daß es ein sehr ungalanter Streich Ihres Gemahls war – ganz zu schweigen von meinen Gefühlen bei dem Vorfall.“

„Das war es,“ rief sie aus, stellte sich wieder auf die Füße und starrte neugierig auf Fiedelquietsch. „Aber sag mir, wer du bist und wo du herkommst.“

Der Riese, der sein Gelächter genossen hatte, stellte jetzt seiner Frau den Prinzen vor, und als das Essen fertig war, setzten sie sich zusammen an den Tisch.

Fiedelquietsch kam sehr gut mit dem Essen zurecht, denn der Riese setzte ihn rücksichtsvoll auf den Tisch, wo er herumgehen konnte wie es ihm gefiel. Da es weder ein Messer noch eine Gabel gab, die für ihn klein genug gewesen wäre, nahm der Prinz einen der Zahnstocher des Riesen, die so groß wie ein Schwert waren, und damit bediente er sich aus den verschiedenen Schüsseln, die auf dem Tisch standen.

Als das Mahl beendet war, zündete sich der Riese seine Pfeife an, deren Kopf so groß wie ein Faß war, und fragte Fiedelquietsch, ob er sie freundlicher Weise mit etwas Musik erfreuen wollte.

„Gern,“ erwiderte der Prinz.

„Kommt doch bitte in die Küche,“ sagte die Riesin, „dann kann ich der Musik zuhören, während ich das Geschirr abwasche.“

Der Prinz wollte ihr nicht gern diesen Wunsch abschlagen, obwohl er zu Hause die Küche seiner Mutter nicht betreten durfte; deshalb trug der Riese ihn hinein und stellte ihn auf ein hohes Regal, wo sich Fiedelquietsch auf eine Garnrolle setzte und anfangs Geige zu spielen.



Die großen Leute hatten zunächst viel Freude an der Musik, denn der Prinz war ein vortrefflicher Spieler. Aber bald gab es eine unangenehme Störung.

Vor rund einem Monat hatte der Riese in den Bergen mehrere Tanzbären gefangen und, nachdem er sie mit nach Hause gebracht hatte, zu Wurstketten verarbeitet. Sie hingen in graziösen Girlanden an den Balken der Küchendecke und warteten darauf, gegessen zu werden.

Als nun die Tanzbären-Würste die Musik von Fiedelquietschs Violine hörten, konnten sie nicht widerstehen zu tanzen; denn es ist wohlbekannt, daß Würste, die aus richtigen Tanzbären gemacht sind, nicht stillbleiben können, wenn Musik ertönt. Der Prinz spielte eine so lebhaftige Weise, daß die Wurstketten bald von der Decke rissen und polternd auf den Boden fielen, wo sie wild herumtanzten. Da sie nicht sehen konnten, wo sie gerade waren, prallten sie gegen den Riesen und seine Frau, boxten sie auf Kopf und Rücken und prügelten sie so heftig, daß die Frau Angst bekam und sich unter dem Tisch versteckte, während der Riese sich anschickte, wegzurennen.

Als er ihre Notlage sah, hörte Fiedelquietsch auf zu spielen, und sofort fielen die Würste zu Boden und lagen still.

„Das war seltsam,“ sagte der Riese, als er wieder zu Atem gekommen war, „augenscheinlich vergessen die Bären nicht, wie man tanzt, selbst wenn sie zu Wurstfüllung zerhackt sind. Ich muß dich bitten, dein Konzert jetzt abzubrechen, aber bevor du uns wieder besuchen kommst, werden wir die Würste aufgegessen haben, und dann kannst du nach Herzenslust spielen.“

„Wenn ich gewußt hätte, daß sie lebendig sind,“ bemerkte die Riesin, während sie unter dem Tisch hervorkroch, „hätten wir sie vorher gegessen.“

„Das erinnert mich daran, daß ich geschmorte Eisbären zum Abendbrot haben wollte,“ fuhr der Riese fort, „deshalb denke ich, daß ich hinüber nach Alaska gehe und welche fange.“

„Vielleicht mag der Prinz lieber Elefantenpastete,“ schlug die Dame des Hauses vor, „und in diesem Fall könntest du einen Ausflug nach Südamerika wegen der Elefanten machen.“

„Dazu habe ich keine Meinung,“ sagte der Prinz, „weil ich bisher keines von beiden gegessen habe. Aber ist es nicht eine ziemlich lange Reise nach Alaska oder Südamerika?“

„Keineswegs!“ widersprach der Riese. „Ich werde den Spaziergang genießen und kann ohne weiteres bis Sonnenuntergang zurück sein. Willst du nicht mitkommen?“ fragte er den Jungen. Aber Fiedelquietsch mochte eine so lange Reise nicht und entschuldigte sich.

Die Riesin brachte ihrem Mann einen großen Sack, um die Eisbären hineinzustecken, und er machte sich zum Aufbruch bereit.

„Ich lasse dich hier, um meine Frau während meiner Abwesenheit zu unterhalten,“ sagte er zu dem Prinzen.

„Bitte fühle dich wie zu Hause und benutze mein Schloß wie dein eigenes, und wenn ich Glück habe, sollst du einen köstlichen Eisbärenschmorbraten zum Abendbrot essen.“

Dann hängte er sich den Sack über den Rücken und ging fröhlich pfeifend von dannen. Und seine Schritte waren so groß, daß er in weniger als einer Minute außer Sicht war.

„Heute ist mein Washtag,“ sagte die Riesin zu Fiedelquietsch, „und ich fürchte, daß ich dir nicht auf angemessene Weise Gesellschaft leisten kann, denn ich muß in die Waschküche eilen, um die Wäsche zu waschen. Wenn du jedoch Lust hast, mich zu begleiten, können wir uns unterhalten, während ich meine Arbeit mache.“

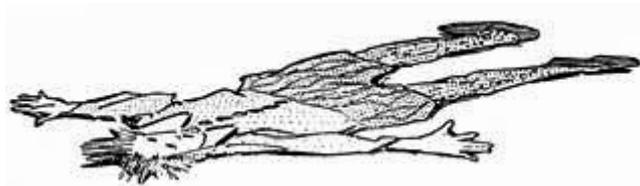
„Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Ihre Waschküche zu besuchen,“ erwiderte er, „denn ich bin niemals zuvor an solchem Ort gewesen. Und sicher wird es angenehmer sein, Ihnen bei der Arbeit zuzusehen, als einen Tag allein in diesen großen Zimmern zu verbringen.“

„Dann komm mit,“ sagte sie, und nachdem sie ihn aufgehoben hatte, setzte sie ihn in ihre Schürzentasche, denn sie wußte, daß er nicht die Treppe zur Waschküche würde hinuntersteigen können. Er fühlte sich in der Tasche sehr wohl, die gerade tief genug war, um zu gestatten, daß Kopf und Schultern über den Rand hervorsahen. Deshalb konnte er alles sehen, was vor sich ging, während die Frau an der Arbeit war. Er sah ihr zu, wie sie die Wäsche wusch und spülte, und war an dem Geschehen sehr interessiert, da es für ihn ganz neu war.

Schließlich holte die Riesin eine mächtige Wäschemangel aus einem Regal, und nachdem sie sie an der Seite des Waschtrogs festgemacht hatte, fing sie an, die Wäsche zu mangeln.

Prinz Fiedelquietsch hatte noch nie eine Wäschemangel gesehen, und er war von dieser Neuheit so gepackt, daß er sich weit aus der Tasche lehnte, um sie arbeiten zu sehen. Aber unglücklicher Weise verlor er das Gleichgewicht, und bevor er wußte, was mit ihm geschah, war er aus der Tasche gefallen und lag ausgestreckt auf einem Hemd des Riesen, das gerade durch die Mangel ging.

Die Frau bemerkte seinen Fall nicht, und im nächsten Moment wurde er zwischen die beiden großen Rollen gezogen und kam auf der anderen Seite so dünn und flach wie ein Stück Papier heraus.



Da sah die Frau des Riesen, was sie angerichtet hatte, und als sie erkannte, wie ernst der Zustand des Prinzen war, grämte sich die gute Frau sehr über den Unfall. Sie hob Fiedelquietsch auf und versuchte, ihn auf die Füße zu stellen, er war aber so dünn, daß er beim kleinsten Luftzug wie eine Fahne flatterte, während ein Windstoß ihn völlig umgeblasen hätte.

„Ach du liebe Güte!“ rief die Frau sorgenvoll aus, „was können wir nur mit dir in dieser Form machen?“

„Ich weiß wirklich nicht, was aus mir werden soll,“ erwiderte der Prinz. „In diesem Zustand bin ich gewiß zu nichts gut. Ich kann nicht einmal durchs Zimmer gehen, ohne umzufallen. Können Sie mich nicht wieder zusammenschieben?“

Die Riesin versuchte es, aber der Prinz war so scharfkantig, daß er ihren Händen wehtat, und sie konnte nichts weiter machen, als ihn zusammenzufalten und ins Empfangszimmer zu bringen, wo sie ihn vorsichtig auf den mittleren Tisch legte.

Kurz vor Sonnenuntergang kam der Riese aus Alaska zurück und brachte in seinem Sack mehrere fette Eisbären mit; und kaum hatte er seinen Fuß ins Haus gesetzt, als er nach seinem Gast, dem Prinzen, fragte.

„Du findest ihn auf dem Tisch im Empfangszimmer,“ sagte die Riesin. „ich habe ihn am Nachmittag versehentlich durch die Mangel gedreht, und der arme Junge ist so dünn wie eine Teigdecke. Da habe ich ihn zusammengefaltet und weggelegt, bis du nach Hause kommst.“

Der Riese ging sofort zum Tisch und faltete Fiedelquietsch auseinander, wobei er fragte, wie er sich fühle.

„Sehr schlecht,“ antwortete der Prinz, „denn ich kann mich überhaupt nicht bewegen, wenn ich zusammengefaltet bin. Wo ist mein Fahrrad?“

Der Riese durchsuchte alle seine Taschen, konnte es aber nicht finden.

„Ich muß es auf meiner Reise nach Alaska verloren haben,“ sagte er.

„Wie soll ich dann jemals wieder nach Hause kommen?“ fragte der Prinz.

„Das ist ein Problem,“ entgegnete der Riese nachdenklich. „Ich sehe nicht, wie du auf einem Rad fahren kannst, selbst wenn du eins hättest, und in deinem gegenwärtigen Zustand kannst du sicher nicht laufen.“

„Nicht wenn der Wind weht,“ gab der Prinz zu.

„Kannst du nicht seitwärts gehen?“ fragte der Riese, nachdem er einen Moment nachgedacht hatte.

„Das kann ich versuchen,“ antwortete Fiedelquietsch hoffnungsvoll.

Also stellte ihn der Riese auf, und er versuchte, seitwärts zu gehen. Aber jedesmal, wenn ihn ein Windstoß traf, fiel er sofort um, und mehrere Male wurde er böse zerknittert, so daß ihn der Riese mit den Händen wieder glätten mußte.

„Das wird sicher überhaupt nicht gehen,“ erklärte der Riese, „denn du wirst nicht nur zerknittert, sondern du bist auch der Gefahr ausgesetzt, ganz und gar weggeblasen zu werden. Mir ist gerade ein Plan eingefallen, wie du ins Tal Mo zurückkommst, und wenn du in deinem eigenen Land bist, können dir deine Freunde auf die bestmögliche Weise aus der Klemme helfen.“

Dann wickelte Froindlichlach den Prinzen zu einer ordentlichen Rolle zusammen und band eine Schnur darum, um sie zusammenzuhalten. Darauf nahm er die Rolle unter den Arm und trug sie nach oben auf den Berg, der zwischen den beiden Tälern steht. Nachdem er den Prinzen vorsichtig auf den Boden gelegt hatte, ließ er ihn rollen, und in kurzer Zeit war der Prinz den Berghang hinunter in das Tal Mo gerollt.

Zuerst waren die Leute sehr ängstlich, weil sie nicht wußten, was dieses seltsame Ding sein konnte, das mitten unter sie gerollt kam. Sie standen um die Rolle herum und schauten sie neugierig an, hatten aber Angst, sie zu berühren, als Fiedelquietsch plötzlich aufzuschreien begann. Und da – so schrecklich war der Lärm – rannte sie alle weg, so schnell ihre Beine sie tragen konnten.

Prinz Denkmalnach jedoch, der mutiger als die anderen war, wagte es schließlich, sich zu nähern, und schnitt die Schnur durch, die die Rolle zusammenhielt. Sofort öffnete sich die Rolle, und zu ihrem Erstaunen sahen die Leute, was es war.

„Auf mein Wort, es ist Bruder Fiedelquietsch!“ rief Prinz Denkmalnach. „Der Riese muß auf ihn getreten sein.“

„Nein, keineswegs,“ sagte der arme Fiedelquietsch, „ich bin durch eine Wäschemangel gedreht worden, was weit schlimmer ist, als wenn jemand auf einen tritt.“

Mit vielen Äußerungen des Bedauerns stellten die freundlichen Leute den Prinzen auf und halfen ihm zum Palast, wo der König über seinen traurigen Anblick mächtig erschüttert war. Fiedelquietsch war so breit, daß das einzige, worauf er sitzen konnte, das Sofa war, und er war so dünn, daß er, als Prinzessin Torteletta nieste, durchs halbe Zimmer geblasen wurde.

Zu Mittag konnte er nichts essen, das nicht in rasierklingendünne Scheiben geschnitten war, und seine Lage war so traurig, daß der König beschloß, den Klugen Esel zu fragen, was zu tun sei, um seinem unglücklichen Sohn zu helfen.

Nachdem er alle Einzelheiten des Unfalls erfahren hatte, sagte der Esel: „Blast ihn auf.“

„Ich habe ihn schon *angeblasen*, weil er so leichtsinnig war,“ sagte der König, „aber das hat ihn kein bißchen dicker gemacht.“

„Ich meine,“ erklärte der Esel, „daß man ihm oben in den Kopf ein Loch bohren und Luft hineinblasen soll, bis er seine natürliche Form wiedererlangt hat. Wenn er dann auf sich aufpaßt, wird er bald wieder in Ordnung sein.“

Da kehrte der König in den Palast zurück und bohrte ein Loch in Fiedelquietschs Kopf, und dann pumpte er ihn mit einer Fahrradpumpe voll Luft. Als der Prinz zu seiner normalen Form aufgefüllt war, steckte man einen Stöpsel in das Loch und stopfte es zu, und danach konnte Fiedelquietsch so gut wie vor seinem Unfall umhergehen.



Die einzige Gefahr für ihn bestand jetzt darin, daß er angestochen werden konnte; und tatsächlich fanden ihn seine Freunde eines Tages wieder ganz platt im Garten liegen, weil der Prinz sich den Finger an einem Rosenbusch gestochen hatte und deshalb seine Luft entweichen ließ. Aber sie bliesen ihn wieder auf, und danach gab er besser acht.

Fiedelquietsch hatte solche Furcht, platt zu werden, daß sein Vater jedesmal, wenn er wollte, daß der Prinz sich anständig betrug, ihm drohte, ihn mit einer Nadel zu stechen, und das hatte immer die erwünschte Wirkung.

Nach mehreren Jahren hatte sich der Prinz, der ein herzhafter Esser war, mit festem Fleisch angefüllt und brauchte die Luftpumpe nicht länger; aber sein Erlebnis hatte ihn so ängstlich gemacht, daß er – aus Furcht, wieder einen Unfall zu erleiden – niemals mehr den Riesen Froindlichlach besuchte.

## *Die zwölfte Überraschung*

### **Das Land der zivilisierten Affen**

Ich muß dir jetzt von einem sehr seltsamen Abenteuer berichten, das Prinz Zischel erlebt hat, und das, wäre es nicht genau so ausgegangen wie es ausgegangen ist, damit hätte enden können, daß es ihn zum lebens-länglichen Gefangenen in einem bemerkenswerten Land gemacht hätte.

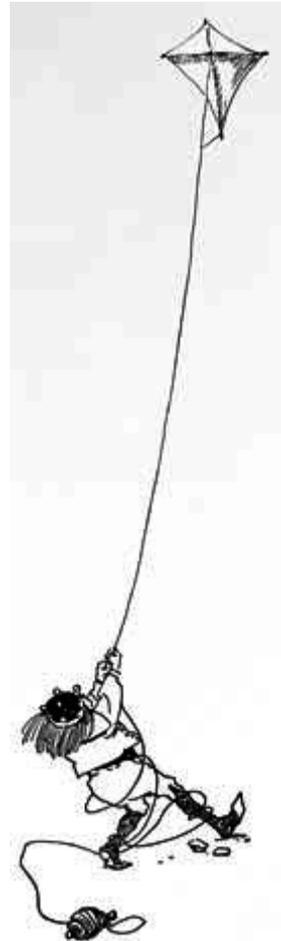
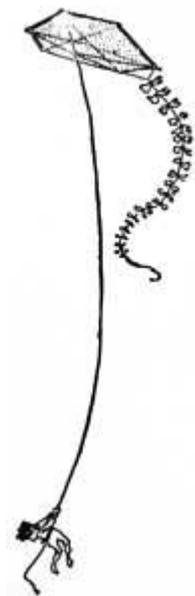
Wenn du Schmidts Geschichte des Prinzen Zischel zu Rate ziehst, wirst du feststellen, daß er seit seiner Kindheit die große Leidenschaft hatte, Drachen steigen zu lassen, und anders als andere Jungen baute er jeden Drachen größer als den vorhergehenden. Deshalb wuchsen seine Drachen und wurden immer größer, bis der Prinz schließlich einen baute, der doppelt so groß war wie er selbst.

Als er ihn fertig hatte, war Zischel sehr stolz auf diesen großen Drachen und brachte ihn hinaus auf einen ebenen Platz, um zu probieren, wie gut er fliegen würde, und viele Leute aus Mo begleiteten ihn, weil sie beträchtliches Interesse an dem Zeitvertreib des Prinzen hatten.

Zufällig blies ein starker Südwind, und aus Furcht, der Drachen könnte ihm wegfliegen, band sich Zischel die Schnur um die Taille. Zunächst flog der Drachen sehr schön, zog aber so stark, daß ihn der Prinz kaum halten konnte.

Schließlich, als die ganze Schnur ausgelassen war, kam ein plötzlicher Windstoß, und im Nu wurde der arme Zischel so leicht in die Höhe gezogen, wie ein gewöhnlicher Drachen seinen Schwanz zieht. Höher und höher schwebte er, und der Drachen folgte dem Wind und trug ihn über viele Länder, bis die Kraft der Luftströmung erstarb, worauf der Drachen langsam zur Erde sank und den Prinzen im Wipfel eines hohen Baumes absetzte.

Zischel löste jetzt die Schnur von seiner Taille und band sie an einem Ast fest, denn er wollte den Drachen nicht verlieren, nachdem er so viele Mühe gehabt hatte, ihn zu bauen. Dann begann er, zur Erde hinab zu klettern, aber als er die unteren Äste erreicht hatte, wurde er von einem höchst seltsamen Anblick gepackt.



Ein Dutzend Affen stand auf der Erde und starrte zu ihm hoch, alle sehr ordentlich gekleidet und alle offensichtlich voller Überraschung über das plötzliche Auftauchen des Prinzen im Baum.



„Was für ein merkwürdiges Tier!“ rief ein alter Affe, der einen hohen seidenen Hut trug und weiße Glacéhandschuhe anhatte. Auf der Nase saß ihm eine goldene Brille, und er zeigte auf den Prinzen mit einem Stock mit goldenem Knauf. An seiner Seite stand ein kleines Affenmädchen, mit einem rosa Rock und einer blauen Haube bekleidet, und als sie Zischel sah, klammerte sie sich an die Hand des alten Affen und schien sich zu fürchten.

„Ach, Großpapa!“ rief sie, „bring mich zu Mama zurück; ich habe Angst, das fremde Tier wird mich beißen.“

In diesem Augenblick stolzierte ein großer Affe in einem blauen Mantel mit Messingknöpfen herbei, der einen kurzen Knüppel in der Hand schwang und sagte:

„Hab keine Angst, Kleine. Das Biest kann dir nichts tun, solange ich in der Nähe bin!“ Und dann rückte er seine Mütze über das linke Ohr und fuchtelte mit dem Knüppel gegen den Prinzen, als wüßte er nicht, was Furcht heißt.

Zwei Affen, die rote Jacken an hatten und Gewehre in den Händen hielten, kamen jetzt herbeigerannt, und nachdem sie Zischel mit großem Interesse angeschaut hatten, riefen sie nach irgend jemand, ihnen ein starkes Seil zu bringen.

„Wir wollen das Vieh fangen und in den Zoo stecken,“ sagte einer der Affensoldaten.

„Was für eine Art Tier ist das?“ fragte der andere.

„Ich weiß nicht. Aber einige unserer Universitätsprofessoren wissen es zweifellos, und selbst wenn nicht, werden sie ihm irgendeinen wissenschaftlichen Namen geben, der die Leute genauso zufriedenstellt.“

Die ganze Zeit blieb Prinz Zischel an die Äste des Baumes geklammert. Er konnte kein Wort der Affensprache verstehen und hatte deshalb keine Ahnung, wovon sie redeten, aber er schloß aus dem Verhalten der Affen, daß sie nicht freundlich gesinnt waren. Als sie ein langes und kräftiges Seil herbeibrachten und sich anschickten, das eine Ende ihm über den Kopf zu werfen, um ihn zu fangen, wurde er zornig und rief ihnen zu:

„Halt, befehle ich euch! Was soll dieses merkwürdige Benehmen heißen? Ich bin Prinz Zischel, ältester Sohn des Monarchen von Mo, und da ich durch Zufall in euer Land geblasen worden bin, steht mir sicher eine anständige Behandlung durch euch zu.“

Aber diese Ansprache hatte keine Bedeutung in den Ohren der Affen, die zueinander sagten:

„Hör nur, wie er bellt! Er plappert dahin, beinahe als ob er sprechen könnte!“

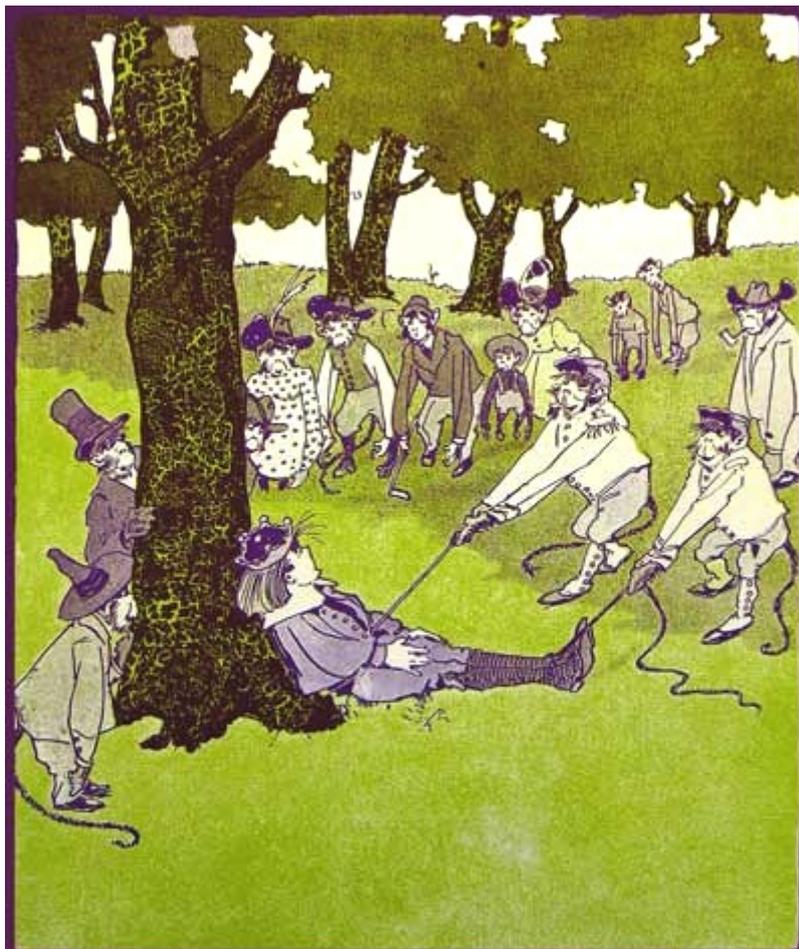
Inzwischen hatte sich eine große Affenmenge um den Baum versammelt: manche waren barfüßige Affenknaben, und manche Affendamen in seidenen Kleidern und prächtigem Aufputz nach der neuesten Mode, und andere wieder Affenmänner aller Arten und Stände. Es gab stutzerhafte Affen und nüchtern wirkende Geschäftsaffen ebenso wie mehrere, die Politiker und hohe Beamte zu sein schienen.

„Tretet zurück, alle!“ rief einer der Soldaten. „Wir fangen jetzt dieses bemerkenswerte Biest für die königliche Menagerie, und wenn ihr nicht aus dem Weg geht, setzt es sich vielleicht zur Wehr und beißt jemanden.“

Deshalb zogen sie sich in sichere Entfernung zurück, und der Affensoldat machte sich bereit, das Seil zu werfen.

„Halt!“ rief Zischel wieder; „glaubt ihr, ich sei ein Dieb, daß ihr versucht, mich zu fesseln? Ich bin ein Prinz von königlichem Geblüt, und wenn ihr mich nicht respektvoll behandelt, werde ich meinen Vater, den König, seine Armee auf euch marschieren und euer ganzes Land zerstören lassen.“

„Er bellt lauter,“ sagte der Soldat. „Nehmt euch vor ihm in acht, vielleicht ist er gefährlich.“ Im nächsten Moment warf er das Seil über Arme und Körper des bedauernswerten Zischel, so daß dieser hilflos war. Dann zog der Affensoldat fest an dem Seil, und Prinz Zischel fiel von dem Baum auf die Erde.



Zuerst drängten die Affen alle rückwärts, als ob sie Angst hätten, aber ihre Soldaten riefen:

„Wir haben ihn; jetzt kann er nicht beißen.“

Dann näherte sich einer von ihnen dem Prinzen und piekte ihn mit einem Stock, wobei er sagte: „Steh auf!“ Zischel verstand die Worte nicht, aber er ärgerte sich, daß er mit dem Stock gestoßen wurde, deshalb sprang er auf und stürzte sich auf den Soldaten, dem er den Stock aus den Händen trat, weil seine Arme mit dem Seil gefesselt waren.

Die Affen kreischten und stoben in alle Himmelsrichtungen davon, aber der andere Soldat gelangte hinter Zischel und schlug ihn mit dem Gewehrkolben nieder. Dann fesselte er seine Beine mit einem zweiten Seil, und als die Menge der Affen, die sich bei ihrem Fluchtversuch zerstreut hatte oder übereinandergefallen war, ihn so gefesselt sah, kam sie furchtsam zurückgekrochen und betrachtete ihn ängstlich und zitternd.

„Wir haben ihn endlich gebändigt,“ bemerkte der Soldat, der getreten worden war. „Aber es ist ein sehr wildes Tier, und ich werde es in den Zoo bringen und in einen der stärksten Käfige sperren.“

So führten sie den armen Zischel dorthin, wo sich der Königliche Zoologische Garten befand, und da steckten sie ihn in einen großen Käfig mit Eisenstangen davor, dessen Tür mit zwei großen Schlössern gesichert war.

Nach kurzer Zeit hatte jeder Affe im Lande gehört, daß ein seltsames Tier gefangen und in den Zoo gebracht worden war, und bald hatte sich eine große Menge vor Zischels Käfig versammelt, um ihn zu betrachten.

„Ist er nicht süß?“ sagte eine Affendame, die sich einen grünen Sonnenschirm über den Kopf hielt und einen purpurnen Schleier vor dem Gesicht trug.

„Süß!“ grunzte ein Affenmann neben ihr, „das ist das häßlichste Vieh, das ich je gesehen habe! Kaum irgendwelche Haare und kein Schwanz und sehr wenig Kinn. Ich frage mich, von wo auf Erden dieses Geschöpf hergekommen ist?“

„Es kann eines dieser Wesen sein, von denen unsere Rasse abstammt,“ sagte ein anderer Betrachter. „Die Professoren sagen, daß wir uns aus irgendeinem primitiven Geschöpf dieser Art entwickelt haben.“

„Um Himmels willen!“ schrie ein Affenstutzer, dessen Kragen so hoch war, daß er ihm ständig den Hut in die Augen drückte. „Wenn ich glaubte, daß ein Geschöpf wie dieses einer meiner Vorfahren wäre, würde ich sofort Selbstmord begehen.“

Zischel hatte auf dem Boden seines Käfigs gesessen und sich gefragt, was aus ihm in diesem seltsamen Affenland werden sollte, und jetzt, um seine Autorität zu zeigen, nahm einer der Wärter einen langen Stock und fing an, den Prinzen damit zu pieken, um ihn zum Aufstehen zu bringen.

„Hör auf damit!“ rief der zornige Gefangene, und indem er den Stock festhielt, riß er ihn dem Wärter aus der Hand und versetzte ihm damit einen kräftigen Schlag auf den Kopf.

Alle Affendamen kreischten auf, und die Affenmänner riefen: „Was für eine häßliche Gesinnung das Biest nur hat!“



Die Affenkinder fingen an, Erdnüsse zwischen die Stangen des Käfiggitters zu werden, und Zischel, der jetzt sehr hungrig geworden war, sammelte sie auf und aß sie. Dies machte den kleinen Affen so viel Spaß, daß sie vor Lachen schrien.

Schließlich traten zwei gewichtig aussehende Affen mit grauen Haaren und mit langen schwarzen Mänteln und weißen Krawatten an den Käfig heran, wo sie mit viel Respekt von den anderen Affen begrüßt wurden.

„Das ist also das seltsame Tier,“ sagte einer der Neuankömmlinge, wobei er seine Brille aufsetzte und den Gefangenen scharf ansah; „erkennen Sie die Art, Herr Professor?“

Der andere bejahrte Affe betrachtete den Prinzen ebenfalls kritisch, bevor er antwortete:

„Ich kann nicht sagen, sagen, daß ich jemals zuvor ein Exemplar dieser Gattung gesehen habe. Aber eins unserer Lehrbücher erwähnt ein unbekanntes Tier namens Homo Peculiaris, und ich hege keinen Zweifel, daß dies eines aus jener Familie ist. Ich werde einen Aufsatz über das Geschöpf schreiben und es als einen Homo ausgeben, und zweifelsohne wird die Abhandlung einiges Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregen.“



„Hört mal,“ bemerkte plötzlich Prinz Zischel, indem er aufstand und an dem Gitter des Käfigs rüttelte, „wollt ihr mir vielleicht etwas zu essen geben? Oder erwartet ihr, daß ich für immer von Erdnüssen lebe?“

Da sie nicht wußten, was er sagte, beachtete keiner der Affen diese Frage. Aber einer der Affenprofessoren schien aufmerksam zu lauschen, und dann bemerkte er zu seinem Freund: „Es scheint eine Geschmeidigkeit und Verschiedenheit des Klanges in seinen Lauten zu geben, die darauf hinweisen, daß er eine Art Sprache besitzt. Wenn ich Zeit hätte, dieses Vieh zu studieren, könnte ich die Methode herausfinden, durch die es mit seinen Artgenossen in Verbindung tritt. Tatsächlich besteht die Möglichkeit, daß es sich als das fehlende Glied herausstellt.“

Da der Professor jedoch seine Sprache noch nicht gelernt hatte, war Prinz Zischel gezwungen, hungrig zu bleiben. Die Affen warfen mehrere Kokosnüsse in den Käfig, aber der Gefangene wußte nicht, was für eine Frucht sie waren; nach mehreren Versuchen, die harte Schale durchzubeißen, entschied er, daß sie nicht zu essen seien.

Nun verging Tag um Tag, und obwohl Massen von Affen kamen, um Zischel in seinem Käfig anzuschauen, wurde der arme Prinz ganz bleich und dünn aus Mangel an geeignetem Essen, während die Fortdauer seiner unglücklichen Gefangenschaft ihn traurig und melancholisch stimmte.

„Könnte ich nur entkommen und den Weg zurück in das Tal meines Vaters finden,“ stöhnte er müde, „so würde ich für immer nur noch kleine Drachen steigen lassen.“

Oft bettelte er sie, ihn gehen zu lassen, aber die Affen befahlen ihm barsch, „mit seinem Geplapper aufzuhören“, und piekten ihn mit langen Stöcken, die scharfe Spitzen hatten, so daß das Leben des Prinzen äußerst bedauernswert wurde.

Nach rund zwei Wochen wurde Zischel eine glückliche Erleichterung zuteil, denn ein Nilpferdbaby war gefangen und in den Königlichen Zoo gebracht worden, und dadurch ließen die Affen von dem Käfig des Prinzen ab und scharten sich um den neuen Ankömmling.

Als er sich alleingelassen fand, begann Prinz Zischel, nach einer Fluchtmöglichkeit aus seiner Haft zu suchen. Sein erster Versuch war, das Eisengitter zu durchbrechen, aber er fand bald heraus, daß es zu stark und dick war. Dann rüttelte er mit seiner ganzen Kraft an der Tür, aber die großen Schlösser hielten stand und konnten nicht gesprengt werden. Da gab der Gefangene der Verzweiflung nach und warf sich auf den Boden des Käfigs, wobei er bitterlich weinte.

Plötzlich hörte er lautes Rufen aus der Richtung des Käfigs, in dem das Nilpferdbaby eingesperrt war; der Prinz erhob sich, ging zum Gitter und versuchte, hinauszusehen und zu entdecken, was die Aufregung verursacht hatte. Zu seinem Erstaunen merkte er, daß er seinen Kopf zwischen zwei der Eisenstäbe hindurchzwängen konnte, weil er durch Hunger und schlechte Behandlung so dünn geworden war, daß er viel schmäler war als zu dem Zeitpunkt, an dem ihn die Affen gefangen hatten. Ihm war sofort klar, daß wenn sein Kopf durch das Gitter paßte, sein Körper gleichfalls dazu gebracht werden konnte. So mühte er sich tapfer ab, und schließlich gelang es ihm, seinen Körper zwischen den Gitterstäben hindurchzuquetschen und sicher auf die Erde zu springen.

Als er sich in Freiheit sah., verlor der Prinz keine Zeit und rannte zu dem Baum, wo er seinen Drachen gelassen hatte. Aber auf dem Weg entdeckten ihn einige Affenbuben und erhoben großes Geschrei, das bald hunderte seiner Feinde die Verfolgung aufnehmen ließ.



Zischel hatte jedoch einen großen Vorsprung und erreichte bald den Baum. Schnell kletterte er Stamm und Äste hoch, bis er den Zweig erreicht hatte, an dem noch die Drachenschnur festgemacht war. Er band sie los und schlang sie sich mehrmals um die Hüfte, und dann, als er einen starken Nordwind blasen spürte, stieß er geschickt den Drachen in die Luft. Der blähte sich sofort und stieg zum Himmel empor, wobei er Zischel aus dem Baum zog und ihn mit vollkommener Leichtigkeit forttrug. Es war gut, daß er in diesem Moment wegkam, denn mehrere Affen waren hinter ihm den Baum hochgeklettert und fast nahe genug, um ihn bei den Beinen zu packen, als er zu ihrer Überraschung in die Luft schoß. Sie waren tatsächlich so erstaunt über diese bemerkenswerte Flucht ihres Gefangenen, daß die Affen nur in die Luft starrten, bis Prinz Zischel ein winziger Fleck am Himmel über ihnen geworden war und schließlich verschwand.

Das war das letzte, das unser Prinz jemals von dem merkwürdigen Land der Affen sah, denn der Wind trug seinen Drachen direkt zum Tal Mo zurück. Als sich Zischel über dem Palast seines Vaters befand, nahm er sein Taschenmesser heraus und schnitt die Drachenschnur durch, und sofort fiel er kopfüber in einen Vanillesoßenteich, der im hinteren Garten lag, wo er durch eine schwimmende Insel aus Schlagsahne tauchte und aus den Augen schwand.

Gnugsagt, der am Ufer des Vanillesoßenteichs saß, war von diesem Anblick fast zu Tode erschrocken; und er rannte, dem König zu melden, ein neuer Meteor sei heruntergefallen und habe eine seiner schwimmenden Inseln ruiniert.

Darauf stürzten der Monarch und mehrere seiner Höflinge hinaus und fanden Prinz Zischel, der ans Ufer schwamm; und der König war so erfreut, seinen verlorenen Sohn wiederzusehen, daß er ihn fröhlich in die Arme schloß.

Im nächsten Moment bereute er diese Handlung, denn seine beste Hermelinrobe war über die ganze Länge mit Vanillesoße beschmiert und brauchte eine gründliche Reinigung, bevor sie wieder getragen werden konnte.

Der Prinz und der König zogen sich gleich um, und dann herrschte im ganzen Land große Freude. Als erstes bat Zischel natürlich um etwas zu essen, und binnen kurzem saß er an einem Tisch, der mit allen Arten guter Dinge, frisch von den Bäumen gepflückt, überhäuft war.

Die Leute umringten ihn und verlangten, daß er von seinen Abenteuern erzähle, und ihrer Überraschung entsprach nur ihr Entsetzen, als sie hörten, daß er von einer Schar Affen gefangen und in einen Käfig eingeschlossen worden war, weil man ihn für ein gefährliches wildes Tier hielt.

Es wird gesagt, Erfahrung sei ein ausgezeichnete Lehrer, wenn auch ein sehr grausamer. Prinz Zischel hatte jetzt genug von fremden Ländern gesehen, um mit seinem eigenen schönen Tal zufrieden zu sein, und obwohl es viele Jahre dauerte, bevor er wieder versuchte, einen Drachen steigen zu lassen, wurde bemerkt, als er sich schließlich diesem Sport wieder widmete, daß der Drachen von sehr kleinem Ausmaß war.

## *Die dreizehnte Überraschung*

### **Der gestohlene Plumpudding**

Des Königs Plumpudding-Ernte hatte seit einiger Zeit unter den Verwüstungen eines heimlichen Feindes gelitten. Jeden Tag, wenn er die Anpflanzungen besichtigte, sah er, daß immer mehr von dem Plumpudding fehlte, und schließlich rief der Monarch seine Weisen Männer zusammen und fragte sie, was er tun sollte.



Die Weisen Männer schlossen sofort die Augen und dachten so lange über das Problem nach, bis sie fest einschliessen. Während sie schliefen, wurde noch mehr Plumpudding gestohlen. Als sie aufwachten, war der König mit Recht wütend und sagte den Weisen Männern, wenn sie nicht innerhalb von drei Tagen den Dieb entdeckten, würde er ihnen keinen Kuchen zum Eiskrem geben.

Diese schreckliche Drohung veranlaßte sie schließlich zum Handeln, und nachdem sie sich zusammen beraten hatten, erklärten sie, daß es ihrer Meinung nach der Fuchs gewesen sei, der den Pudding gestohlen habe. Als er das hörte, schickte der König seine Soldaten aus, die bald den Fuchs fingen und zum Palast brachten, wo der König in Gala saß, umgeben von seinen Weisen Männern.

„Sieh da! Meister Fuchs,“ rief der König, „haben wir dich endlich erwischt!“

„So scheint es,“ erwiderte der Fuchs ruhig. „Darf ich Eure Majestät fragen, warum ich derart von meinem Heim, meiner Frau und meinen Kindern weggezerrt und vor Euch wie ein gemeiner Verbrecher geschleppt werde?“

„Du hast den Plumpudding gestohlen,“ antwortete der König.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich Euch widerspreche, aber ich habe nichts gestohlen,“ erklärte der Fuchs. „Ich kann ohne weiteres meine Unschuld beweisen. Wann wurde der Plumpudding weggenommen?“

„Ein großer Teil davon heute vormittag, als die Weisen Männer schliefen,“ sagte der König.

„Dann kann ich nicht der Dieb sein,“ entgegnete der Fuchs, „was Ihr zugeben werdet, wenn Ihr meine Geschichte gehört habt.“

„Ah! Du hast eine Geschichte zu erzählen?“ fragte der König, der es von Herzen liebte, Geschichten zu hören.

„Es ist eine kurze Geschichte, Eure Majestät, aber sie wird ganz klar beweisen, daß ich nicht Euren Pudding genommen habe.“

„Dann erzähle sie,“ befahl der König. „Es liegt mir fern, jemanden zu verurteilen, der unschuldig ist.“

Die Weisen Männer nahmen daraufhin bequeme Haltungen ein und der König schlug die Beine übereinander und steckte die Hände in die Taschen, während der Fuchs auf seinen Keulen saß und wie folgt sprach:

### Die Geschichte des Fuchses

„Es war kürzlich ungewöhnlich feucht in meinem Bau, so daß sowohl meine Familie als auch ich viel auszustehen hatten. Zuerst wurde meine Frau krank, und dann wurde ich von einer üblen Erkältung befallen, und beide Male wurden unsere Häse angegriffen. Dann begannen meine vier Kinder, die alle im gleichen Alter sind, über Halsschmerzen zu klagen, so daß mein Bau ein richtiges Krankenhaus war.

Wir probierten alle Arzneien aus, die wir kannten, aber sie wirkten überhaupt nicht. Schließlich bat mich meine Frau, Doktor Präriehund aufzusuchen, der in einem Erdloch weiter südlich wohnt. So sagte ich eines Morgens meiner Familie Lebewohl und rannte schnell dorthin, wo der Arzt wohnt.

Da ich niemanden draußen fand, bei dem ich um Erlaubnis fragen konnte, trat ich einfach ein, und nachdem ich einen langen, dunklen Tunnel ein Stück entlanggegangen war, kam ich plötzlich an eine Tür.

„Herein!“ sagte eine Stimme; also ging ich hinein und befand mich in einem sehr schönen Raum, der von achtundvierzig Leuchtkäfern erhellt war, die nebeneinander auf einer Schiene saßen, welche um das ganze Zimmer lief. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch aus Tonerde und in hellen Farben bemalt, und an diesem Tisch saß, mit der Brille auf der Nase, der berühmte Doktor Präriehund und war damit beschäftigt, eine Schüssel geschmorte Schnecken zu verzehren.

„Guten Morgen,“ sagte der Doktor, „möchten Sie frühstücken?“

„Nein danke,“ erwiderte ich, denn Schnecken mag ich nicht. „Ich möchte eine Medizin für meine Kinder haben, die an Halsweh leiden.“

„Woher wissen Sie, daß sie Halsweh haben?“ fragte der Doktor.

„Es tut ihnen beim Schlucken weh,“ erklärte ich.

„Dann sagen Sie ihnen, daß sie nicht schlucken sollen,“ sagte der Doktor und aß weiter.

„Herr!“ rief ich, „wenn sie nicht schlucken, verhungern sie.“

„Das ist wahr,“ bemerkte der Doktor, „wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.“ Nach einem Moment des Schweigens rief er aus: „Ha! Ich hab's! Gehen Sie nach Hause und schneiden Sie ihnen die Häse ab, und dann müssen Sie die Innenseiten nach außen drehen und sie an den Büschen in die Sonne hängen. Wenn die Häse in der Sonne gründlich getrocknet sind, wenden Sie sie wieder um und setzen sie Ihren Kindern auf die Schultern. Dann werden sie finden, daß es beim Schlucken nicht mehr weh tut.“



Ich dankte dem großen Arzt und kehrte nach Hause zurück, wo ich tat, was er mir gesagt hatte. In den letzten drei Tagen haben nicht nur die Häse meiner Kinder, sondern auch der meiner Frau und mein eigener an den Büschen gehangen, um auszuheilen; also können wir nicht gut Eure Plumpudding gegessen haben. Tatsächlich war es gerade eine Stunde her, daß ich damit fertig war, dem letzten meiner Kinder den Hals aufzusetzen, und in diesem Moment kamen Eure Soldaten und nahmen mich fest.“



Als der Fuchs aufhörte zu sprechen, war der König eine Weile still, dann fragte er:

„Wurden die Häse alle geheilt?“

„Oh ja,“ erwiderte der Fuchs, „die Sonne hat sie schön kuriert.“

„Ihr seht,“ bemerkte der König, indem er sich an seine Weisen Männer wandte:

„Der Fuchs hat seine Unschuld bewiesen. Ihr habt euch, wie gewöhnlich, geirrt, als ihr ihn beschuldigt habt. Ich werde ihn jetzt mit sechs Körben roten Phosphat, als Belohnung für seine Ehrlichkeit, nach Hause schicken. Wenn ihr den Dieb nicht entdeckt habt, wenn ich zurückkehre, werde ich meine Drohung wahr machen und euch den Kuchen entziehen.“



Da fingen die Weisen Männer an zu zittern und steckten die Köpfe zusammen, um sich zu beratschlagen. Als der König wiederkam, sagten sie: „Eure Majestät, es muß der Ochsenfrosch gewesen sein.“

Also schickte der König seine Soldaten aus, die den Ochsenfrosch fingen und zum Palast brachten.

„Warum hast du den Plumpudding gestohlen?“ fragte der König mit strenger Stimme.

„Ich! Euren Plumpudding gestohlen!“ rief der Frosch empört. „Ihr irrt Euch gewiß! Plumpudding mag ich überhaupt nicht, und außerdem war ich vergangene Woche zu Hause sehr beschäftigt.“

„Was hast du gemacht?“

„Ich will es Euch erzählen, denn dann werdet Ihr sehen, daß ich an dem Diebstahl unschuldig bin.“

Der Ochsenfrosch hockte sich auf eine Fußbank, und nachdem er den König und seine Weisen Männer einen Moment feierlich angeblinzelt hatte, sprach er wie folgt:

### Die Geschichte des Froschs

„Vor einiger Zeit haben meine Frau und ich zwölf kleine Kaulquappen ausgebrütet. Es waren die süßesten Kinder, die Eltern je gesehen haben. Ihre Köpfe waren alle sehr groß und rund und ihre Schwänze waren lang und federartig, während ihre Haut so schwarz und glänzend wie nur möglich war. Wir waren stolz auf sie, meine Frau und ich, und gaben uns große Mühe, sie richtig zu erziehen, damit sie zu gegebener Zeit anständige Frösche würden und uns Ehre machten.

Wir wohnten in einem gemütlichen kleinen Loch unter dem Flußufer, und vor unserer Wohnung lag ein großer Stein, auf dem wir sitzen und den Kaulquappen beim Größerwerden zusehen konnten. Obwohl sie am liebsten im Schlamm auf dem Grund des Flusses lagen, wußten wir, daß Übung für die richtige Entwicklung einer Kaulquappe notwendig ist; deshalb beschlossen wir, unsere Kleinen das Schwimmen zu lehren. Wir teilten sie in zwei Gruppen – meine Frau trainierte sechs der Kinder, und ich nahm mich der anderen sechs an. Wir brachten ihnen bei, hintereinander zu schwimmen, in Zweierreihen und in Schwarmlinie; aber ich muß eingestehen, daß sie, weil noch so jung, ganz dumm waren, und wenn wir ihnen nicht sagten, wann sie anhalten sollten, wären sie immer weiter geschwommen, bis sie gegen eine Uferböschung oder einen Stein gestoßen wären.

Eines Tages, vor rund einer Woche, unterrichteten wir sie wieder im Schwimmen und ließen sie eine Einerreihe bilden, immer eine Quappe hinter der anderen. Sie schwammen in einer geraden Linie, die sehr hübsch anzusehen war, und meine Frau und ich saßen auf dem flachen Stein und sahen ihnen stolz zu. Unglücklicherweise schwamm gerade in diesem Moment ein großer Fisch in unsere Gegend und legte sich auf den Grund des Flusses, um sich auszuruhen.



Es war einer dieser Fische, die ihre großen Mäuler weit offen halten, und ich war entsetzt, als ich sah, daß die vorrückende Linie der Kaulquappen genau auf das gähnende Maul des Riesenfisches zuhielt. Ich quakte ihnen so laut ich konnte zu, daß sie anhalten sollten, aber entweder hörten sie mich nicht, oder sie wollten nicht gehorchen. Im nächsten Moment war die ganze Linie der schwimmenden Kaulquappen in dem Fischmaul und uns aus den Augen verschwunden.



Frau Frosch warf sich mit einem Entsetzensschrei in meine Arme und rief:

„Ach, was sollen wir tun? Unsere Kinder sind für immer verloren!“

„Verzweifle nicht,“ antwortete ich, obwohl ich selbst große Angst hatte, „wir müssen versuchen, den Fisch daran zu hindern, daß er mit unseren Lieben davonschwimmt. Wenn wir ihn hinhalten können, findet sich vielleicht auch ein Weg, die Kinder zu retten.“

Bis zu diesem Zeitpunkt war der Fisch regungslos geblieben, aber er hatte einen Ausdruck von Überraschung in seinen runden Augen, als ob er nicht wisse, was er mit den lebenden Einwohnern seines Magens anfangen sollte. Frau Frosch dachte einen Moment nach und sagte dann:

„Ein kleines Stück weiter gibt es eine alte Angelschnur mit Haken, die auf dem Boden des Flusses liegt, wo sie irgendwann ein paar Jungen beim Fischen verloren haben. Könnten wir sie nur –“

„Hol sie sofort,“ unterbrach ich. „Mit ihrer Hilfe können wir versuchen, den Fisch zu fangen.“

Sie eilte davon und kehrte bald mit der Schnur zurück, die an einem Ende einen großen Haken hatte. Ich band das andere Ende an dem flachen Stein fest, und dann näherte ich mich dem Fisch vorsichtig von hinten, damit er mich nicht sehen konnte, und steckte den Haken durch eine rechte Kieme.

Das Ungetüm machte einen plötzlichen Schlag mit dem Schwanz, der mich kopfüber einen Meter weit fliegen ließ. Dann versuchte es, den Strom hinunter zu schwimmen. Aber der Haken und die Schnur hielten stand, und bald war dem Fisch klar, daß er fest gefangen war, und daraufhin gab er klugerweise den Kampf auf.

Frau Frosch und ich setzten uns jetzt hin, um das Ergebnis zu beobachten, und die Wartezeit war lang und ermüdend. Nach mehreren langweiligen Tagen legte sich jedoch der Fisch auf die Seite und verschied, und bald danach hüpfen aus seinem Maul die süßesten kleinen Frösche, die man je gesehen hat. Einer folgte dem anderen, bis zwölf von ihnen neben uns standen, und dann rief meine Frau:

„Das sind unsere Kinder, die Kaulquappen! Sie haben die Schwänze verloren und ihnen sind Beine gewachsen, aber sie sind nichtsdestoweniger unsere Kleinen!“

Das war allerdings richtig, denn Kaulquappen werden nach ein paar Tagen immer zu Fröschen. Die Kinder erzählten uns, daß sie es in dem großen Fisch ganz bequem hatten, aber jetzt waren sie hungrig, denn junge Frösche haben immer wundervollen Appetit. So machten Frau Frosch und ich uns daran, sie zu füttern, und hatten gerade diese angenehme Arbeit beendet, als Eure Soldaten kamen, um mich zu verhaften. Ich versichere Eurer Majestät, dies ist das erste Mal seit einer Woche, daß ich nicht im Wasser bin. Und wenn Ihr mir jetzt erlauben wollt, mich zu entfernen, will ich nach Hause hüpfen und sehen, wie die Kleinen wachsen.“

Als der Ochsenfrosch geendet hatte, wandte sich der König an die Weisen Männer und sagte zornig:

„Es scheint, daß ihr euch wieder geirrt habt, denn der Frosch ist unschuldig. Eure berühmte Weisheit kommt mir sehr wie Torheit vor; aber ich will euch noch einmal eine Chance geben. Wenn ihr beim nächsten Mal den Missetäter nicht herausfindet, werde ich euch weit strenger bestrafen, als ich zuerst angekündigt habe.“

Der König schenkte nun dem Ochsenfrosch eine rotseidene Krawatte und schickte auch Frau Frosch eine Flasche Parfum. Die Soldaten ließen den Gefangenen sofort frei, der fröhlich hinweg zum Fluß hüpfte.

Die Weisen Männer drehten jetzt ihre Augen zur Decke und wirbelten die Daumen herum und dachten so angestrengt nach wie sie konnten. Schließlich sagten sie dem König, sie hätten entschieden, daß zweifellos die Gelbe Henne für den Diebstahl des Plumpuddings verantwortlich sei.

Also schickte der König seine Soldaten aus, die das Tal durchsuchten und endlich die Gelbe Henne fingen und vor den König brachten.

„Meine Weisen Männer sagen, daß du meinen Plumpudding gestohlen hast,“ sagte Seine Majestät. „Wenn das wahr ist, werde ich dich streng bestrafen.“

„Es ist aber nicht wahr,“ antwortete die Gelbe Henne, „denn ich bin gerade von einer langen Reise zurückgekehrt.“ „Wo bist du gewesen?“ fragte der König.

„Ich will es Euch erzählen,“ erwiderte sie, und nachdem sie ein paar ihrer Federn, die unter den rauen Händen der Soldaten durcheinandergeraten waren, geordnet hatte, sprach die Gelbe Henne wie folgt:

### Die Geschichte der Gelben Henne

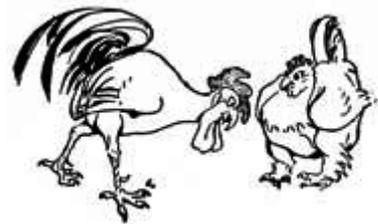


„Mein ganzes Leben hindurch bin ich daran gewöhnt gewesen, dreizehn Eier auszubrüten; aber beim letzten Mal waren nur zwölf Eier im Nest, als ich mich draufsetzen wollte. In solchen Dingen erfahren, wußte ich, daß es mit zwölf Eiern niemals gehen würde, und fragte den Roten Hahn um Rat.

Er dachte darüber sorgfältig nach, und schließlich sagte er mir, daß er ein sehr schönes, großes Ei auf den Felsen in der Nähe des Zuckerbergs gesehen habe.

„Wenn du willst,“ sagte er, „hole ich es dir.“

„Es tut mir sehr leid, dir Mühe zu bereiten, doch brauche ich unbedingt dreizehn Eier,“ antwortete ich.



Der Rote Hahn ist ein gefälliges Geflügel, deshalb flog er davon und kehrte binnen kurzem mit einem großen weißen Ei unter dem Flügel zurück. Dieses Ei legte ich zu den zwölf anderen, und dann saß ich gewissenhaft drei Wochen in meinem Nest und brütete in dieser Zeit meine Küken aus.

Zwölf von ihnen waren so gelb und flaumig, wie eine Mutter nur wünschen kann. Aber das eine, das aus dem fremden Ei kam, war schwarz und unansehnlich und hatte einen großen Schnabel und scharfe Krallen.



Da ich noch immer glaubte, es sei eines meiner Kinder, trotz seiner Häßlichkeit, kümmerte ich mich ebenso um es wie um die anderen, und bald wuchs es denen über den Kopf und wurde groß und stark.

Der Rote Hahn schüttelte den Kopf und sagte frei heraus: „Dieses Küken wird dir noch viel Ärger machen, denn es sieht mir geradezu aus wie eins von unseren Feinden, den Habicht-

„Was!“ rief ich vorwurfsvoll, „glaubst du, eines meiner geliebten Kinder könnte möglicherweise ein Habicht sein? Diese Bemerkung kommt beinahe einer Beleidigung gleich, Herr Hahn!“

Der Rote Hahn sagte nichts weiter, aber er hielt sich von meinem großen schwarzen Küken fern, als habe er wirklich Angst vor ihm.

Zu meinem großen Kummer entwickelte dieses Küken plötzlich eine sehr schlechte Laune, und eines Tages war ich gezwungen, es zu tadeln, weil es seinen Geschwistern die Nahrung wegnahm. Plötzlich begann es vor Wut zu kreischen, und im nächsten Moment sprang es auf mich herauf und grub mir die scharfen Klauen in den Rücken.

Während ich mich abmühte freizukommen, flog es hoch in die Luft und trug mich mit sich fort, wobei es laute Schreie ausstieß, die mich Böses ahnen ließen. Denn ich erkannte jetzt, wo es zu spät war, daß seine Stimme genau wie der Schrei eines Habichts klang!

Weiter und weiter flog es, über Berge und Täler und Flüsse und Seen, bis ich schließlich, als ich nach unten blickte, einen Mann sah, der mit einer Flinte auf uns zielte. Einen Moment später schoß er, und das schwarze Küken gab einen Schmerzensschrei von sich und ließ mich gleichzeitig los, so daß ich kopfüber hinunterpurzelte und schließlich auf die Erde flatterte.

Dann merkte ich, daß ich der einen Gefahr nur entronnen war, um in eine andere zu geraten, denn als ich den Boden erreichte, ergriff mich der Mann und trug mich unter dem Arm nach Hause. Dort sagte er zu seiner Frau:

„Hier ist eine schöne fette Henne für unser Frühstück.“

„Pack sie in den Hühnerkorb,“ erwiderte die Frau. „Nach dem Abendbrot will ich ihr den Kopf abschneiden und sie rupfen.“

Das erschreckte mich sehr, wie Ihr Euch vorstellen könnt, und als der Mann mich in den Korb setzte, gab ich mich fast der Verzweiflung hin. Aber allein gelassen faßte ich neuen Mut und fing an, mich nach einem Fluchtweg umzusehen. Zu meiner großen Freude entdeckte ich bald, daß einer der Stäbe des Korbs lose war, und nachdem ich ihn beiseite geschoben hatte, brauchte ich nicht lange, um wieder frei zu sein.

Einmal frei, rannte ich so schnell wie möglich von dem Ort weg, wußte aber nicht, in welche Richtung ich gehen sollte, weil das Land mir so fremd war. So flatterte ich dahin; halb rennend und halb fliegend erreichte ich eine Stelle, wo eine Armee kampierte. Ich befürchtete, daß diese Männer, sobald sie mich sahen, mich ebenfalls zu Frühstück essen wollten; deshalb kroch ich in die Mündung einer großen Kanone und glaubte, ich würde der Aufmerksamkeit entgehen und bis zum Morgen sicher sein. Bald schlief ich ein und mein Schlummer war so fest, daß das nächste, was ich hörte, die Unterhaltung einiger Soldaten war, die neben der Kanone standen.

„Gleich geht die Sonne auf,“ sagte einer. „Du mußt Salut schießen. Ist die Kanone geladen?“

„Oh ja,“ antwortete der andere. „Worauf soll ich schießen?“

„Feuere in die Luft, dann wirst du niemanden verletzen,“ sagte der erste Soldat.

Inzwischen zitterte ich vor Angst und hatte beschlossen, aus der Kanone zu kriechen und es darauf ankommen zu lassen, gefangen zu werden, als plötzlich ‚Rumms!‘ die große Kanone losging und ich mit dem Tempo eines Wirbelwinds in die Luft schoß.

Der Lärm machte mich beinahe taub, und meine Nerven waren so zerrüttet, daß ich eine Weile hilflos war. Ich spürte, daß ich immer höher in die Luft flog, bis ich bald weit über den Wolken war. Dann kam ich wieder zur Besinnung, und als ich anfing hinunterzufallen, versuchte ich zu fliegen. Ich wußte, daß das Tal Mo irgendwo im Westen sein mußte, deshalb flog ich in diese Richtung, bis ich mich genau über dem Tal befand, wo ich mir gestattetete, auf die Erde zu flattern.

Es scheint, daß meine Schwierigkeiten noch nicht vorüber waren, denn bevor ich nach diesem langen Flug wieder völlig zu Atem gekommen war, ergriffen mich Eure Soldaten und brachten mich hierher.

Ich bin angeklagt, Euren Plumpudding gestohlen zu haben, aber in Wahrheit, Eure Majestät, bin ich neun Tage lang fern von eurem Reich gewesen und bin deshalb völlig unschuldig.“

Die Gelbe Henne hatte kaum diese Geschichte beendet, als der König in heftigem Zorn über die Täuschungen seiner Weisen Männer geriet, und an seine Soldaten gewandt befahl er ihnen, die Weisen Männer zu verhaften und ins Gefängnis zu bringen.

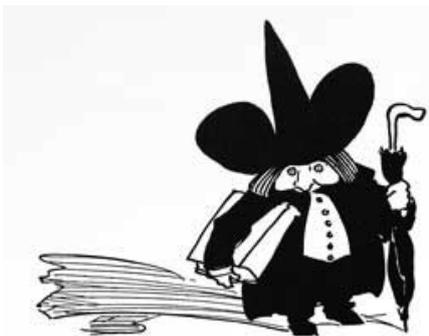
Nachdem er der unglücklichen Henne ein Paar goldene Ohringe geschenkt hatte, die gut an ihren Ohren saßen und zu ihrem Teint paßten, schickte er sie mit vielen Entschuldigungen dafür, daß er sie fälschlich beschuldigt hatte, nach Hause.

Dann setzte sich Seine Majestät in einen Sessel und dachte darüber nach, wie er die dummen Weisen Männer am besten bestrafen könne.

„Ich hätte lieber einen wirklich Weisen Mann,“ sagte er sich, „als fünfzig von diesen da, die vorgeben, weise zu sein und es nicht sind.“

Das gab ihm eine Idee ein; so befahl er am nächsten Morgen, die Weisen Männer in die königliche Küche zu bringen, wo alle durch den Fleischwolf gedreht wurden, bis sie so fein wie Pastetenfüllung gemahlen waren. Nachdem er sie gründlich durcheinandergemetet hatte, streute der König eine Handvoll Salz hinein und machte einen Mann daraus, den die Köchin im Ofen backte, bis er gar war.

„Jetzt,“ sagte der König, „habe ich einen Weisen Mann statt mehrerer dummer. Vielleicht kann er mir sagen, wer den Plumpudding gestohlen hat.“



„Natürlich,“ erwiderte der Weise Mann. „Das ist ganz einfach. Es war der Purpurne Drache.“

„Gut,“ rief der Monarch, „ich habe endlich die Wahrheit entdeckt.“

Und das hatte er, wie du sehen wirst, wenn du die nächste Überraschung liest.

## *Die vierzehnte Überraschung*

### **Die Bestrafung des Purpurnen Drachen**

Kaum hatte der König gesprochen, als ein paar seiner Soldaten mit der Nachricht angerannt kamen, sie hätten den Purpurnen Drachen gesehen, wie er im königlichen Garten Plumpudding fraß.

„Was habt ihr gemacht?“ fragte der Monarch.

„Nichts,“ antworteten sie, „denn wären wir ihm bei seiner Mahlzeit dazwischengekommen, hätte uns der Drache wahrscheinlich zum Nachtisch gefressen.“

„Das ist wahr,“ bemerkte der König. „Doch etwas muß getan werden, um uns vor diesem Ungeheuer zu schützen.. Viele Jahre lang hat es uns damit geärgert, daß es unsere auserlesensten Sachen frißt, und wir scheinen nichts tun zu können, um uns vor seinen Verheerungen zu retten.“

„Wenn wir den Drachen vernichten könnten,“ sagte Prinz Denkmalnach, „würden wir unserem Land den besten Dienst erweisen.“

„Wir haben oft versucht, ihn zu vernichten,“ erwiderte der König, „aber dem Biest gelingt es immer, beim Kampf die Oberhand zu behalten, weil es mächtige Kraft und große Schlauheit besitzt. Wir wollen jedoch einen Kriegsrat halten und hören, was vorgeschlagen wird.“

Somit wurde ein Kriegsrat einberufen. Der Weise Mann, alle Prinzen und Edelleute, der Hund und der Kluge Esel versammelten sich, um über die Angelegenheit zu sprechen.



„Ich rate Euch, eine hohe Mauer um den Drachen zu bauen,“ sagte der Weise Mann, „dann wird er nicht herauskommen können und verhungern.“

„Er ist stark genug, um die Mauer zu durchbrechen,“ sagte der König.

„Ich schlage Euch vor, ein großes Loch in die Erde zu graben,“ bemerkte der Esel. „Dann wird der Drache hineinfallen und umkommen.“

„Er ist zu schlau, um in das Loch zu fallen,“ sagte der König.

„Das beste ist,“ erklärte Timtom, „ihm die Beine abzuhauen, denn dann kann er nicht in unsere Gärten gehen.“

„Die Schuppen auf seinen Beinen sind zu hart und dick,“ sagte der König. „Wir haben es versucht, aber ohne Erfolg.“

„Wir könnten ein rotglühendes Eisen nehmen und dem Drachen die Augen ausbrennen,“ äußerte Prinz Immerfroh.

„Seine Augen sind aus Glas,“ erwiderte der König seufzend, „und das Eisen hätte keine Wirkung auf sie.“

„Nehmen wir an, wir binden ihm eine Konservendose an den Schwanz,“ schlug der Hund vor. „Das Klappern der Büchse würde den Drachen so erschrecken, daß er aus dem Land läuft.“

„Sein Schwanz ist so lang,“ antwortete der König düster, „daß der Drache die Büchse nicht hören würde.“

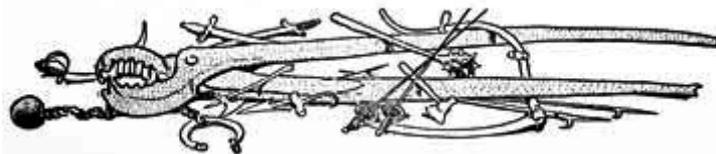
Dann schwiegen alle eine Weile und dachten so angestrengt nach, daß sie Kopfschmerzen bekamen; aber niemand schien fähig zu sein, sich die richtige Maßnahme einfallen zu lassen.

Schließlich machte der König selbst einen Vorschlag.

„Eines könnten wir mit einiger Hoffnung auf Erfolg versuchen,“ sagte Seine Majestät. „Sollte es fehlschlagen, können wir nicht schlimmer dran sein als wir jetzt sind. Meine Idee ist, daß wir in großer Zahl zum Schloß des Drachen gehen und ihm die Zähne mit einer Zange ausziehen. Wenn es keine Zähne hat, wird das Ungeheuer uns nicht mehr in irgendeiner Weise ärgern können, und da wir es anscheinend nicht töten können, glaube ich, daß es der beste Weg aus unseren Schwierigkeiten ist.“

Der Plan des Königs gefiel allen und wurde mit zustimmenden Rufen bedacht. Daraufhin wurde der Rat ver tagt und alle Mitglieder gingen, sich auf den Kampf mit dem Purpurnen Drachen vorzubereiten.

Zuerst baute der Grobschmied eine große Zange, mit der die Zähne des Drachen gezogen werden sollten. Die Griffe der Zange waren so lang, daß fünfzig Mann sie gleichzeitig packen konnten. Dann bewaffneten sich die Leute mit Schwertern und Speißen und marschierten alle zusammen zum Schloß des Purpurnen Drachen.



Dieses bemerkenswerte Biest, das so lange das Tal Mo in ständigem Schrecken gehalten hatte, stand gerade auf der Veranda seines Schlosses, als die Armee ankam. Es blickte überrascht auf die Menge von Leuten und sagte:

„Habt ihr nicht eure Versuche, mich zu vernichten, satt? Was für selbstsüchtige Leute müßt ihr sein: Wann immer ich etwas fresse, das euch gehört, gibt es ein großes Spektakel, und ihr kommt sofort her, um gegen mich zu kämpfen. Diese Kämpfe sind für uns alle unangenehm. Das beste für euch ist, nach Hause zu gehen und euch anständig zu betragen, denn ich habe nicht die geringste Angst vor euch.“



Weder der König noch seine Leute antworteten auf diese Sticheleien. Sie brachten einfach die Zange nach vorn und streckten sie nach dem Drachen aus.

Diese Handlung erstaunte das Ungeheuer, das noch nie in seinem Leben beim Zahnarzt gewesen war und keine Ahnung hatte, wozu das seltsame Instrument gut war.

„Ihr könnt doch nicht im Ernst vorhaben, mir mit diesem eisernen Ding weh zu tun,“ rief es spöttisch. Und dann lachte der Drache bei der Vorstellung, irgend jemand versuchte, ihn zu verletzen.

Aber als der Drache sein Maul aufmachte, um zu lachen, öffnete der König die Zange und schloß sie schnell um einen der Vorderzähne des Ungeheuers.

„Zieht!“ rief der König, und fünfzig Mann packten die Griffe der Zange und fingen an, mit aller Kraft zu ziehen.

Aber sie konnten soviel ziehen, wie sie wollten, der Zahn kam nicht heraus, und dies war der Grund: Die Zähne der Drachen sind anders als unsere, denn sie gehen durch den Kiefer hindurch und sind auf der anderen Seite vernietet. Deshalb wird keine Anstrengung sie herausziehen.

Der König kannte diesen Sachverhalt nicht, sondern glaubte, der Zahn müsse eine lange Wurzel haben; deshalb rief er wieder:

„Zieht, meine wackeren Männer, zieht!“

Und sie zogen so fest, daß der Drache fast von der Veranda seines Schlosses gezogen worden wäre. Um dieser Gefahr zu begegnen, wickelte das schlaue Biest das Ende seines Schwanzes um einen Pfosten der Veranda und machte einen festen Knoten hinein.

„Zieht!“ rief der König zum dritten Mal.

Dann geschah das Überraschende. Jedem, der überhaupt etwas von Drachen weiß, ist bekannt, daß sich diese Biester so leicht strecken, als ob sie aus Gummi wären. Deshalb hatte das starke Ziehen der fünfzig Mann das Ergebnis, daß der Drache von den Füßen gezogen wurde, und da sein Schwanz an dem Pfosten festgemacht war, begann sein Körper sich auszustrecken.

Der König und seine Leute, die glaubten, der Zahn sei gezogen, liefen den Hügel hinunter, wobei die Zange an dem großen Vorderzahn des Ungeheuers festhielt. Und je weiter sie gingen, desto mehr streckte sich der Körper des Drachen aus.

„Geht weiter!“ rief der König. „Wir dürfen jetzt nicht loslassen!“ Und die fünfzig Mann marschierten davon, und immer länger streckte sich der Körper des Drachen.

Immer noch die Zange festhaltend, marschierten der König und seine Armee in das Tal und durch es hindurch und die Hügel auf der anderen Seite hinauf, wobei sie nicht einmal anhielten, um Atem zu schöpfen. Als sie zu den Bergen und Wäldern kamen und nicht mehr weitergehen konnten, blickten sie zurück, und siehe da! der Drache hatte sich so weit ausgestreckt, daß er jetzt nicht dicker war als eine Violine.

„Was machen wir jetzt?“ fragten die fünfzig Mann, die vom langen Ziehen und Marschieren durch das Tal schwitzten.



„Ich weiß es wirklich nicht,“ erwiderte der keuchende König. „Wir wollen dieses Ende des Biestes an einen Baum binden. Dann können wir überlegen, was am besten zu tun ist.“

So banden sie dieses Ende des Drachen an einen großen Baum und setzten sich, um auszuruhen, wobei sie sich wunderten, daß der mächtige Purpurne Drachen jetzt nicht dicker war als ein Zwirnsfaden.



„Das böse Geschöpf wird uns niemals wieder plagen,“ sagte der König. „Doch war es nur Zufall, daß wir einen Weg gefunden haben, es zu vernichten. Die Frage ist jetzt, was wir mit diesem langen, dünnen Drachen machen sollen? Wenn wir ihn hierlassen, wird er jeden zu Fall bringen, der darüber stolpert.“

„Ich werde aus ihm Violinsaiten machen,“ sagte Prinz Fiedelquietsch, „denn die Ernte ist dieses Jahr mißraten und ich habe keine für meine Violine. Wir wollen den Drachen in die richtigen Längen zerschneiden und die Saiten im königlichen Lagerhaus für den allgemeinen Gebrauch aufbewahren.“

Der König und seine Leute stimmten diesem Plan herzlich gern zu. Da holte der Prinz eine große Schere und schnitt den Drachen in gleichlange Stücke für seine Geige. So wurde aus dem bösen Ungeheuer doch noch etwas Nützliches gemacht, denn die Saiten hatten einen ausgezeichneten Klang.



Und das war nicht nur das Ende des Purpurnen Drachen, sondern es gab noch zwei weitere Enden von ihm: eines um einen Baum in den Bergen gebunden und das andere an einem Pfosten der Burg befestigt. Am selben Tag gab der Monarch von Mo ein prächtiges Fest für sein ganzes Volk, um die Vernichtung ihres größten Feindes zu feiern, und hinfort blieben die Gärten des Schönen Tals unbehelligt.

**Ende**

<https://www.joergkarau-texte.de/>